

Das Werk

Monatsblätter der Montangruppe der Siemens-Rheinelbe-Schuckert-Union

III. Jahrg.

Düsseldorf, März 1924

Heft 12

Bildtelegraphie

Die ersten erfolgreichen Versuche, Zeichnungen auf telegraphischem Wege zu übertragen, wurden von Bakewell im Jahre 1847 angestellt. Ihm folgte wenige Jahre später Caselli, mit dessen Pantelegraph im Jahre 1865 ein regelmäßiger Verkehr auf einigen französischen Linien stattfand. Beide Systeme aber, sowie der erste Teleautograph von Artur Korn, gaben nicht die Möglichkeit, Halbtonbilder zu übertragen, also Bilder mit abgestuften Übergängen vom reinen Weiß zum tiefsten Dunkel. Die Übertragung solcher Bilder gelang Artur Korn, wie wir dem neuen großen Werk von Artur Fürst „Das Weltreich der Technik“, Verlag der Allstein A.-G., Berlin, entnehmen, erst durch Einführung des Saitengalvanometers, das von dem Franzosen Aber erfunden wurde. Seine Wirkung beruht auf der Ablenkung, die eine Strombahn unter dem Einfluß eines Magneten erfährt. Wir sehen auf Abb. 1 das Saitengalvanometer dargestellt. Zwischen den Polen eines kräftigen Doppel-Elektromagneten, der von einer Ortsbatterie gespeist wird, sind in Form einer Schleife zwei äußerst dünne Metallfäden ausgespannt. Die Magnetpole sind mit Öffnungen versehen, durch die das Licht einer stark leuchtenden Lampe in der Pfeilrichtung hindurchfallen kann. Es wird meist eine Nernstlampe verwendet, die den Vorzug hat, einen nahezu punktförmigen Brenner zu besitzen.

Auf die beiden Metallfäden, die straff wie Saiten angespannt werden, ist in der Mitte, gegenüber den Öffnungen in den Magnetpolen, ein dünnes Aluminiumblättchen geklebt. Es liegt so in dem Spalt zwischen den beiden Magnetpolen, daß zunächst kein Licht von der einen Öffnung zur andern gelangen kann. Die Metallfäden sind zwischen Fernleitung und Erde geschaltet, so daß der Linienstrom durch sie hindurchgeht. Solange dieser Strom fließt, erfahren die Fäden und damit das Aluminiumblättchen durch die Kraft des Elektromagneten eine Ablenkung nach oben, die so stark ist, daß nunmehr das Licht der Nernstlampe durch die Öffnungen in den Magnetpolen übertreten kann.

Ein weiteres unentbehrliches Hilfsmittel für die Übertragung von Halbtonbildern ist die Selenzelle (Abb. 2). Das Metalloid Selen hat nämlich die merkwürdige Eigenschaft, im Licht dem Durchgang des elektrischen Stromes einen erheblich geringeren Widerstand

entgegenzusetzen als im Dunkeln. Unterbricht man also eine Stromleitung und überbrückt man die Brücke durch Selen, so wird sich die im Leiter fließende Stromstärke ändern, je nachdem das Selen mehr oder weniger beleuchtet wird. Der Gesamtaufbau des Teleautographen von Korn sieht nun folgendermaßen aus (Abb. 3):

Durch einen Elektromotor wird mittels einer Schneckenradübersetzung ein Glaszylinder in Umdrehung versetzt, der sich in einem lichtdichten Gehäuse befindet. Um diesen Glaszylinder wird das zu telegraphierende Bild gelegt, das auf einem durchsichtigen Film kopiert ist. Dunklere und dunkle Stellen des Bildes mindern die Durchsichtigkeit des Films in entsprechender Weise. Während der Drehung schraubt sich der Glaszylinder auf einer Spindel langsam empor, so daß jeder Punkt des Bildes, eine Schraubenlinie durchlaufend, an einer feinen Öffnung vorbeigeht, die sich in dem Gehäuse befindet.

In diese Öffnung fällt das Licht einer Nernstlampe, das durch eine Linse punktförmig zusammengefaßt ist. Wenn der Film an dem Lichtfenster in der angegebenen Weise vorbeischiebt, wird das durch den Film und den Glaszylinder, auf den er gewickelt ist, in das Innere fallende Licht in seiner Stärke durch die Tönungen des Bildes verändert. Die Selenzelle befindet sich auf dem Boden des Gehäuses. Das in das Innere des Zylinders dringende Licht wird ihr zugeworfen, da es durch ein Prisma rechtwinklig abgelenkt wird. Die Selenzelle erhält also bald mehr, bald weniger Licht, je nach der Tönung des gerade an der Einfallsöffnung vorübergehenden Bildpunkts.

Eine einfache Doppelleitung nur läuft zum Empfänger. Hier steht ein Elektromotor mit gleicher Umdrehungszahl wie der erste. Durch ein Schneckengetriebe setzt er den Blechzylinder im lichtdichten Kasten in Umdrehung, auf den der Empfangsfilm gewickelt ist. Zwischen Nernstlampe und Linse des Empfängers einerseits, der Lichteinfallsöffnung andererseits ist das bereits erwähnte Saitengalvanometer gestellt mit den durchbohrten Magnetfchenkeln und dem dazwischen an feinen Drähten aufgehängten Aluminiumblättchen.

Während es sich aber beim ersten Teleautographen für Schwarz-Weiß-Bilder immer nur darum handelte, durch

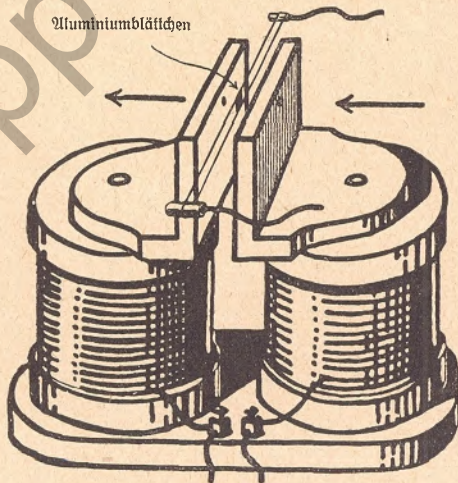


Abb. 1. Saitengalvanometer

Es wird in den Empfängern für Bildtelegraphie als hochempfindliches Relais benutzt. Das Aluminiumblättchen, das an zwei Stahlfäden hängt, öffnet und verschließt dem Licht den Durchgang zum Aufnahmefilm.

das Aluminiumblättchen entweder die Lichteinfallöffnung ganz zu verdecken oder ganz zu öffnen, werden hier feine Schwankungen des Blättchens hervorgerufen. Je nach der Stärke des Linienstroms, der durch die Haltefäden des Saitengalvanometers fließt, wird das Blättchen mehr oder weniger stark abgelenkt.

Es läßt, wenn kein Strom antkommt, gar kein Licht auf den Empfangsfilm fallen; bei höchster Stromstärke ist die Einfallöffnung ganz freigegeben. Dazwischen liegen Übergänge, bei denen das Licht mehr oder weniger stark abgedunkelt wird. Die Widerstandsänderungen des Sels im Geber steuern das Aluminiumblättchen im Empfänger, und es ist ohne weiteres einzusehen, daß bei dieser Anordnung die Lichtstärke, die in jedem Augenblick auf den Empfangsfilm fällt, von der Tönung des Filmpunkts im Geber abhängig ist, der gerade an dessen Einfallöffnung vorüberzieht. — Der unbedingt erforderliche Synchronismus (Gleichlauf) von Geber und Empfänger wird durch eine sehr fein erdachte Vorrichtung erzielt, die auf einen Gedanken von D'Arslincourt zurückgeht.

lassen (Abb. 4). Bei dem Versuch aber, den Ozean zu überschreiten, stellte es sich heraus, daß das nicht möglich ist, weil das Kabel wie eine Leidener Flasche wirkt und rasche Stromänderungen verhindert. Aber auch da gelang es Professor Korn, einen Ausweg zu finden.

Er zerlegt das Bild in winzige kleine Quadrate (Abb. 5), deren Helligkeitswert durch einen von ihm erfundenen Apparat nach 19 Stufen festgestellt wird. Jeder Stufe ist ein Buchstabe des Alphabets zugestellt. Indem man nun die Helligkeitswerte der aufeinanderfolgenden Einzelquadrate des Bildes durch die zugehörigen Buchstaben ausdrückt, erhält man ein in Buchstaben geschriebenes Bild, das man in der bekannten Weise durch Kabel weitertelegraphiert. Der Empfangsapparat enthält 19 Stempel mit größerer oder kleinerer Schwärzfläche, die nun in der Reihenfolge der ankommenden Buchstaben niedergedrückt werden und auf diese Weise eine genaue Kopie (Abb. 6) des Originals jenseits des Meeres herstellen. — Es ist nun ganz selbstverständlich, daß man diese Buchstaben ebenso gut wie durch eine Untersee-

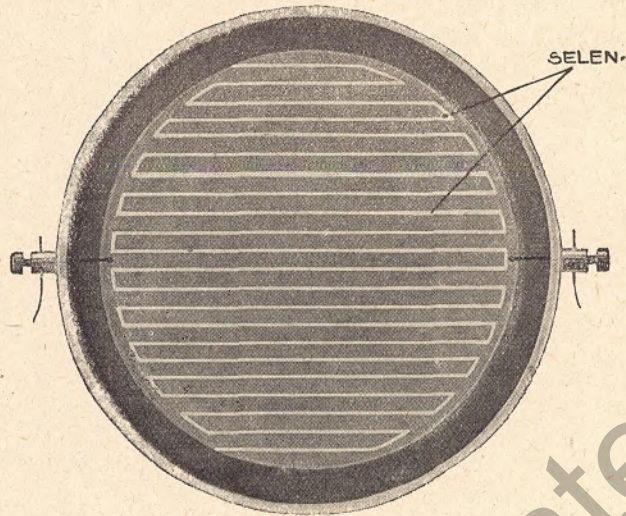


Abb. 2. Selenrundzelle durch Gravierung hergestellt

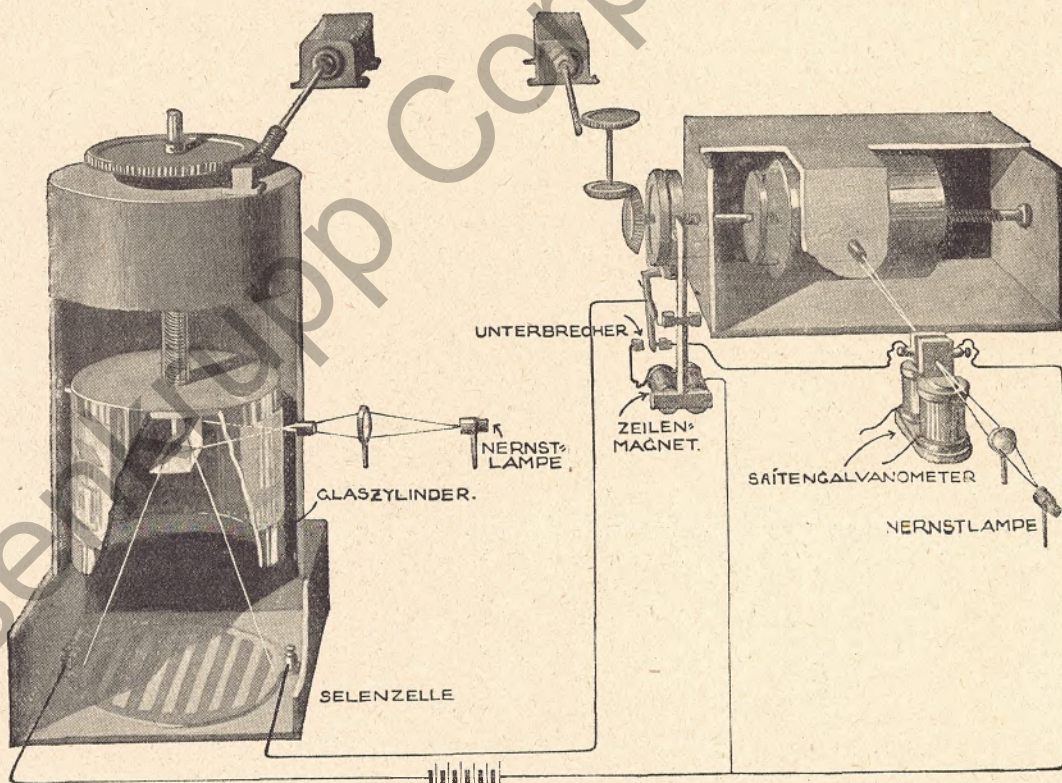


Abb. 3. Einrichtung für Selen-Bildtelegraphie nach Korn

Die Bildzylinder im Geber und im Empfänger werden durch je einen Elektromotor angetrieben. Die lichtdichten Gehäuse auf beiden Seiten sind aufgebrochen gezeichnet, damit die Innenteile sichtbar werden

Die ersten erfolgreichen Bildübertragungsversuche wurden von Korn Ende 1906 ausgeführt, und er hat es verstanden, sein Verfahren ständig zu verbessern, so daß die Ergebnisse nichts mehr zu wünschen übrig

leitung auch durch den Ather schicken kann. Alles übrige, die Zerlegung des Bildes an der Sendestelle und das Zusammenstellen mittels der Kornschen Maschine am Empfangsort bleibt völlig unverändert.



Abb. 4. Bild einer Engländerin
von Paris nach London in 12 Minuten telegraphiert



Abb. 7 und 8. Die letzte Meisterleistung der drahtlosen Telegraphie
Bildnisse des Papstes Pius XI. und des Königs von Italien, die mit Apparaten des Professors Arturo Korn von Rom nach
Massaua in Afrika übermittelt worden sind

So betrachten wir zwar noch mit staunender Bewunderung über das Erreichte, aber nicht mehr unglaublich die beiden Porträte (Abb. 7 und 8), die von einer drahtlosen Station in Rom nach Massaua, der Hauptstadt der italienischen Kolonie Erythraea in Afrika gesendet worden sind. Die Übertragungszeit betrug je $1\frac{1}{2}$ Stunde. Benutzt wurde eine Apparatur, die Professor Korn geschaffen und auf Einladung der italienischen Marineleitung selbst auf-



Abb. 5. Ausschnitt
aus einem mit der
Schreibmaschine
hergestellten
Bildnis

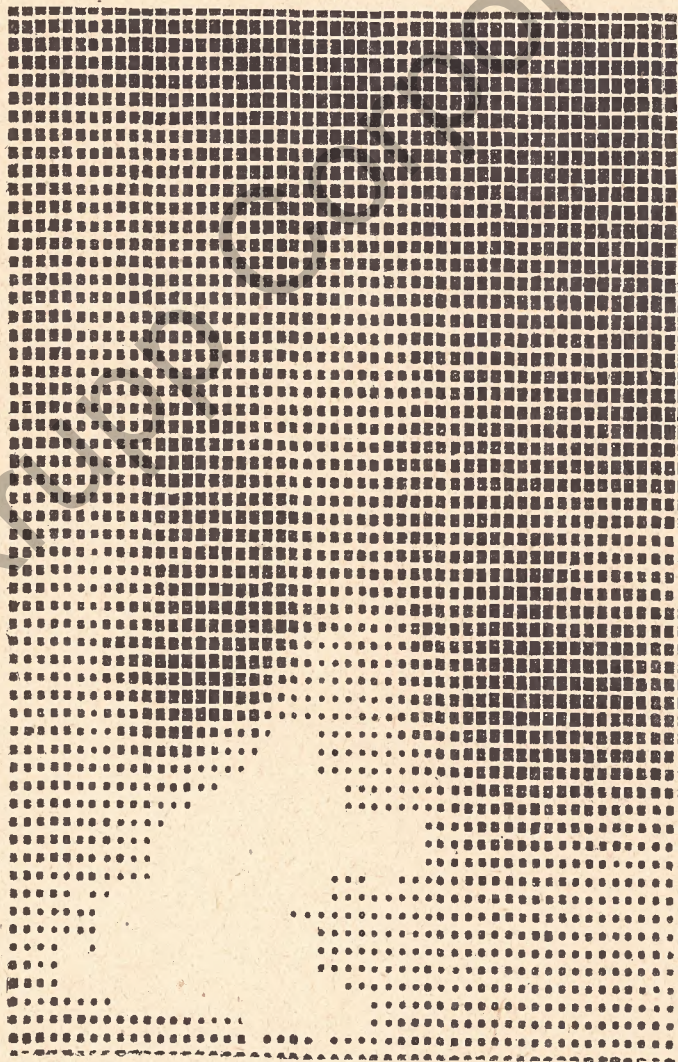


Abb. 6. Kopie des Originals von Abbildung 5
Das vorige Bild stark vergrößert

gebaut und betriebsbereit gemacht hatte. Am 6. Mai 1922 glückte es, mit Einrichtungen gleicher Art ein Bild von Rom nach Bar Harbour in den Vereinigten Staaten, also über die Weite des Atlantischen Ozeans hinweg, zu übertragen. Der deutsche Gelehrte hat durch das Gelingen dieser Versuche nicht wenig dazu beigetragen, das Ansehen der deutschen Technik im Ausland zu fördern.

Etwa um die gleiche Zeit hat allerdings der französische Erfinder Bellin einen kurzen Brief handschriftlich von Newyork nach Paris übertragen. Diese Leistung reicht indessen, wenn sie auch gleichfalls sehr beachtenswert ist, an das Schaffen Korns nicht heran, weil dieser Halbtombilder telegraphierte, während es sich bei Bellin nur um eine einfache Zeichnung in Schwarz-Weiß handelte.



Abb. 1. Die Kaiserkrone
des ehemaligen Hl. Römischen
Reiches Deutscher Nation

(Vorderansicht)
wird aufbewahrt in der Schatzkammer des ehemaligen
österreichischen Kaiserhauses

Das deutsche Mittelalter

Von Archivdirektor Dr. Menzke

Das Reich des großen Karl hatte zum erstenmal den Gedanken der Welt-herrschaft aufgenommen und damit uralte, in der Überlieferung des Römertums wurzelnde Ideen auf den jungfräulichen Boden der germanischen Staatenwelt übertragen. Der Kaiser selbst vererbte mit Titel und Würden zugleich Ansprüche auf Kinder und Enkel, die diese immer aufs neue ins Leben setzen mußten; aber gerade unter seiner Herrschaft ward zugleich der deutsche Charakter des Frankenreichs aufs schärfste betont. Deutsch waren Charakter und Lebensart des seltenen Mannes, deutsch sein Kunstgefühl auch bei der Übernahme fremder Anregungen



Abb. 2.

Die alte deutsche Kaiserkrone ist aus reinem Gold hergestellt, mit Perlen und Edelsteinen in Filigranfassung und mit Emailbildern — symbolische Darstellungen — geziert. Sie stammt aus dem XI. Jahrhundert (Seitenansicht)

geblieben. Im Gegensatz zur Regierung seiner unmittelbaren Vorgänger hatte er den Sitz der Verwaltung und den Ausgangspunkt aller Außenpolitik an den Rhein zurückverlegt, dessen Salränder durch die Unterwerfung der Sachsen, Thüringer und Bayern nun auch nach Osten hin gesichert wurden. Trotzdem gelang es nur für wenige Jahrzehnte, die anschwellende nationale Sonderentwicklung der unter seinem Zepter vereinigten Völker zurückzudämmen. Als ein Bruderzwist unter den Enkeln des großen Kaisers den universalen Zug ausschaltete, ward die Sprachentrennung der romanischen und deutschen Hälfte zur Grundlage einer staatlichen Scheidung. Das Mittelreich des ältesten Bruders Lothar, an dessen Geschlecht noch heute der Name Lothringen erinnert, suchte vergebens auf beiden Ufern des Rheins eine neue Vorherrschaft in Europa zu begründen. Die nationalen Bestrebungen erwiesen sich stärker als eine Überlieferung, aus der später erst ein tieferer Sinn aufs neue erwuchs.

Immerhin zog sich die endgültige Auseinandersetzung fast ein volles Jahrhundert hin. In den Jahren 923/25, vor gerade tausend Jahren, rundete sich das fränkische Stammeskönigtum zum Deutschen Reich. Bedeutsam konnten die Alamannen (Schwaben), Franken, Sachsen und Bayern erst dann staatliche Geltung erwerben und vor den Nachbarn behaupten, als auch das linke Ufer des Rheins in seinem vollen Umfang den Volksgenossen zurückgewonnen ward. Seitdem läuft die deutsche Sprachgrenze vom flandrischen Boone, das der Franzose Boulogne nennt, über Lüttich und Metz zum Westhang der Vogesen und weiter tief in die Hochalpen hinein. Die Staatsgrenze aber hat sich jenseits der aus dem Volke heraus erwachsenen Scheidelinie noch im ganzen Mittelalter ein Vorwerk ge-

wahrt, an dem jeder Angriff von Westen her jahrhundertlang zerbrach. Mit der Einverleibung der Stadt Metz in den deutschen Staatskörper beginnt das „deutsche Mittelalter“; mit der Bezwingung dieser Feste durch Frankreich endet im Jahre 1542 die erste große Zeit des deutschen Volkes! Zugleich aber umschließen diese sechs Jahrhunderte den ewigen Kampf der Einheit mit der Vielheit, der unterdeutschen mit den überdeutschen Gewalten, die wir gemeinhin mit den Fremdwörtern des Unitarismus und Föderalismus, des Partikularismus und Universalismus als Gegenkräfte eines gesunden völkischen Empfindens ansprechen.

In einer langen Reihe großer und schwacher Persönlichkeiten ist König Heinrich I. aus sächsischem Stamm der Führer gewesen. Sicherung der deutschen Grenzen war seine Aufgabe und erste Pflicht, und trefflich ist ihm die Abwehr der Segner im Westen, Norden und Osten, gegen Westfranken und Ungarn sowie gegen die kleinen Slawenvölker längs der Elbe, Obotriten, Wilzen und Sorben gelungen. Auch das Tschechenvolk im böhmischen Becken, das sich wie eine feindliche Bastion ins deutsche Land einschleibt, ward tributpflichtig gemacht. Als Heinrich im Jahre 936 inmitten seines reichen Hausgutes in Memleben an der Unstrut starb, war die Einheit des jungen Reiches bereits so weit gefestigt, daß widerspruchslos sein ältester Sohn, Otto, die Nachfolge antrat. (Abb. 4.)

Mit ihm übernimmt der karge, nüchterne Nationalstaat eine Aufgabe, die verhängnisvoll werden sollte für das Schicksal des deutschen Volkes und doch im Geist der Zeit eine hohe, selbstverständliche Pflicht war! Die förmliche Wahl des neuen Herrschers wie seine feierliche Krönung erfolgten in Aachen, dem Lieblingsaufenthalt und der Grabstätte Karls des Großen. Als erste Beamte



Abb. 3.

Der Reichsapfel
und die beiden Zepter des ehemaligen Hl. Römischen Reiches
Deutscher Nation

Der Reichsapfel — aus Gold mit reichem Edelsteinbesatz — aus dem XI. Jahrhundert; das Zepter links aus dünnem Silberblech über einem Stab aus dem XII. Jahrhundert; das rechts aus vergoldetem Silber stammt aus der zweiten Hälfte des XIV. Jahrhunderts (Wien, Schatzkammer)



Abb. 5. Widmungsbild in dem Evangelarium des Kaisers Otto III.

(In der ehemaligen königlichen Bibliothek zu München)

Der Kaiser thront in einer Halle, umgeben von je zwei Vertretern des weltlichen und des geistlichen Standes. Vier Frauen als Vertreterinnen der Länder Sclavinia, Germania, Gallia und Roma bringen dem Kaiser Tribute dar

dienten dem neuen Herrscher der Herzog von Lothringen als Kämmerer, der für die Herrichtung und Ordnung des Hauses zu sorgen hatte, und der Herzog von Franken als Truchseß, dem die Aufsicht über die Speisen oblag. Den Stall und die Pferde verwaltete als Marschall der stolze Bayernherzog, während der Herzog von Schwaben das Schenkennamt versah. In der Person ihrer alt-eingesessenen Führer unterwarfen sich die fünf deutschen Stämme, die sich aus dem Zusammenbruch des Karolingerreichs auf deutschem Sprach- und Volksgebiet herausgebildet hatten, der Gesamtheit. Wohl brachen dieselben Fürsten sehr bald schon die geschworene Treue; der junge König aber überwand sie schnell und warf auch die feindlichen Nachbarn, die der Zwist im deutschen Hause anlockte, zurück. Der Gedanke des Königtums blieb siegreich, bis sich in mannigfachem Wechsel aus den Bruchstücken der alten Stammesherzogtümer sowie aus dynastischem Eigennutz ein neuer Partikularismus weltlicher und geistlicher Herren und Stände neben dem Königtum erhob.

Die erste Gefahr war beschworen; leichter und selbstverständlicher noch als die beiden anderen gleichartigen Staaten Europas konnte Deutschland zum Einheitsstaat und damit zum geschlossenen Kernland der neueren Staatenwelt werden. Weit später erst hat das Königtum in Frankreich die widerpenstigen Herzöge und Grafen so niederwerfen können, daß der Partikularismus dort allen Überlieferungen zum Trotz nur im Regionalismus noch, im Landschafts-

gefühl der früheren Provinzen, ein sehr bescheidenes Dasein fristet. Großbritannien gar fand seine staatliche Einigung erst in neuerer Zeit und konnte doch die verlorenen Jahrhunderte in bewundernswert schnellem Lauf einholen. Nur im deutschen Mittelalter endeten alle Versuche ähnlicher Art mit völligem Mißerfolg, trotzdem sich einzelne Herrscher gerade hier kühner und stolzer über ihre Standesgenossen erhoben. Die größte Frage ist damit gestellt, die im Wechsel der Zeiten auch verschiedene Antworten hervorrief und doch immer von neuem unser Urteil herausfordert.

Im Gegensatz zu England und Frankreich starben die Herrscherfamilien in Deutschland so schnell aus, daß es hier nicht zur Umwandlung des Wahlkönigtums in ein Erbreich kam, trotzdem sich gerade dies Deutsche Reich schneller und fester zusammenschließen wußte als die übrigen Nachfolge- und Erbstaaten des großen Frankenreichs. Im deutschen Königtum fand vor allem die Kirche als Hort und Trägerin abendländischer Gesittung lange Zeit hindurch den einzigen Halt im Chaos des Fehde- und Faustrechts. Von selbst fiel damit dem deutschen Staat die Verpflichtung zum Schutz auch des Oberhauptes der römischen Kirche zu, und leicht flossen, wie



Abb. 4.

Siegel des Kaisers Otto I.
Umschrift: * OTTO IMP AVG.
(Gegen Ende des 10. Jahrhunderts)

bei Karl dem Großen, Pflichten und Rechte zum Streben nach der Kaiserkrone zusammen, die nach Überlieferung und Glauben das Erbe des alten Römerreichs schirmte. Als Herrscher über das Mittelland der europäischen Staatenwelt ward der deutsche König auch rein

politisch von allen Bewegungen getroffen, die rings um die deutschen Grenzen die Nachbarländer erschütterten. Insbesondere Burgund, das Rhonetal von der Schweiz bis zum Mittelmeer, blieben im ganzen Mittelalter mit Deutschland eng verbunden. Noch stärker waren die Beziehungen zu Italien, dessen Städte und Burgen noch heute die Überlieferung an die deutschen Herrscher des Landes treu bewahren. Die Lehren der römischen Kirche wiesen dem Mächtigsten in Europa die Richtung, die seit Pipins und Karls des Großen Sagen nach Süden ging, dem Sitz des universalen Papsttums, der Heimat römischer Kultur, dem sonnigen Garten Europas. Seit König Otto I. 951 den Vormarsch über die Alpen antrat, folgten fast alle seine Nachfolger seinen Spuren. Ein weltgeschichtlicher Zwang, der Wirtschaft und Kultur des Abendlandes zur Einheit verband, führte immer wieder hinunter zur Ewigen Stadt. Ein

Jahrzehnt, nachdem er mit Waffengewalt die Händel in der Lombardei geschlichtet hatte, brach Otto I. nach Rom selbst auf. Am Lichtmeßtag (2. Februar) 962 setzte ihm Papst Johann XII. in der Peterskirche die Krone Karls des Großen aufs Haupt. Italienisches Königtum und römisches Kaisertum sind seitdem mit der deutschen Krone aufs engste verbunden.

„Es ist diese Verbindung,“ betont Dietrich Schäfer in seiner Deutschen Geschichte mit Recht, „die der deutschen Geschichte des Mittelalters ihr eigenstes Merkmal, ihre überragende Bedeutung gibt. Die deutsche Geschichte selbst ward zur Kaisergeschichte.“

Die Nachfolger Ottos I. schon durften aus dieser Erhebung den Anspruch auf eine bevorrechtigte, übermächtige Stellung auch über die Nachbarländer Deutschlands ableiten. Demütig nähern sich im Widmungsbild des von Otto III. gebrauchten Evangelienbuches die Länder Slavien, Deutschland, Gallien und Rom dem Throne des frühreifen Kaisers, der die dargebrachten Gaben, umgeben von weltlichen und geistlichen Großen, gnädig und gebietend empfängt (Abb. 5). „Unbestritten ist,“ so dürfen wir der Darstellung Dietrich Schäfers folgen, „daß die Verbindung des deutschen Königtums mit Italien und der römischen Kaiserwürde

unserm Reiche schweren Schaden zugefügt hat. Sie führte zur Rivalität zwischen Kaisertum und Papsttum und, da in dem entbrennenden Kampfe das Papsttum bei den territorialen Gewalten Hilfe suchte und fand, zur inneren Auflösung des Deutschen Reiches und zur

Gefährdung seines Bestandes. Aber diesem unleugbaren Schaden steht auch Gewinn gegenüber, Gewinn, der zum Teil universalgeschichtlicher Art war, zum Teil aber doch eine Förderung der deutschen Entwicklung in sich schloß.“ Die deutschen Könige erst haben die italienischen Küsten vor dem Einfall der räuberischen Normannen und der beutelustigen Sarazenen geschützt

und dadurch die abendländische Kultur an der empfindlichsten Stelle vor der Auflösung durch östliche und südliche Unreife bewahrt. Die Reform der römischen Kirche selbst und das Emporsteigen des Papsttums zu ihrer tatsächlichen Leitung sind nicht denkbar ohne die ordnende Tätigkeit der römischen Kaiser aus deutschem Blut. Nichts aber hat auch die Deutschen der verschiedenen Stämme und Landschaften, die im Reich selbst nur nebeneinander herlebten, so oft und nachdrücklich zu gemeinsamer Anstrengung und zu gemeinsamen Erfolgen vereinigt wie die Aufrechterhaltung dieser Stellung in Italien. In den „Romzügen“ ward der Grund gelegt zum Aufbau eines staatlichen Gemeinschaftsgefühls, das im Kern erst die Abwehr der Gegner im Westen und vor allem die Erwerbung der weiten Landstrecken zwischen Elbe und Oder und weit darüber hinaus für das Reich ermöglichte. Nicht zufällig ward gleichzeitig mit dem Übergang des Römischen Reichs an das deutsche Königtum ein einheitlicher deutscher Volksname gebräuchlich, während sich in Frankreich und England die Bezeichnung eines einzelnen Stammes von der Ile-de-France, der fränkischen Insel um Paris, und von der Nordhälfte des britischen Eilands langsam nur allgemeine Geltung auch für den

werdenden Nationalstaat erwarb. Machtvoll überwindet diese Betrachtung auch die schweren Zweifel, den die ständigen Kämpfe um die Erhaltung des deutschen Einflusses in Italien wecken, denn nur ein kurzes Jahrhundert gelang es den Nachfolgern



Abb. 6. Kaiser Friedrich I. mit Rittern auf dem Kreuzzuge
(Berliner Handschrift)



Abb. 7. Kaiser Heinrich VI.
(Große Heidelberger Liederhandschrift. 14. Jahrhundert)

Ottos, die Vormachtstellung Deutschlands in Europa in Wort und Wirkung zu behaupten. Mit seinem Enkel schon starb das Haus der „sächsischen“ Kaiser aus. Die „salischen“ Herrscher und die Staufer, die das Erbe kraftvoll wahrten, wurden bereits in den Kampf zwischen Kirche und Staat verstrickt, der bis in die neue Zeit hinein Deutschland vor allen anderen Ländern bis in seine Tiefen hinein erschütterte. Heinrichs IV. Gang nach Kanossa vor allem zeigt diese tragische Verkettung weltlicher und geistlicher Ansprüche, die das römische Papsttum den deutschen Herrschern gegenüber erhob. Als gläubiger Christ harrete der königliche Büsser drei Tage lang barhäuptig und mit bloßen Füßen geduldig aus, bis ihn das Oberhaupt der Kirche aller Schuld ledig sprach.



Abb. 8. Aus dem „Sachsenspiegel“
(Heidelberger Handschrift des 13. Jahrhunderts)
Verleihung der Regalien an geistliche und weltliche Fürsten durch den Kaiser



Abb. 9. König Konradin
(Verkleinerte Miniatur nach der Heidelberger Liederhandschrift)
Konradin wurde im Jahre 1268 im Alter von 16 Jahren in Neapel auf Veranlassung Karls von Anjou enthauptet

Als Vertreter der ersten abendländischen Großmacht nahm er entschlossen den Kampf gegen Papst Gregor VII. auf, als dieser die überlieferten Rechte des Kaisers bestritt und gegen ihn die Habgucht und den Eigennutz der deutschen Großen aufrief. Trotz dieses schweren Ringens aber haben alle drei Königsgeschlechter die überragende Stellung Deutschlands über die Nachbarstaaten von der Mündung der Rhone bis über die Düna hinaus und von Sizilien bis Dänemark behauptet, zugleich aber dies „Imperium“ weiter ausgedehnt, als ihre eigene, selbständige Verwaltung bei den beschränkten Verkehrsverhältnissen der Zeit dauernden Einfluß gewinnen konnte.

Im Jahre 1027 schon hat sich der erste salische Kaiser Konrad II. die Kaiserkrone von deutschen Goldschmieden schaffen lassen, die sich seither als sichtbarstes Zeichen deutscher Macht und Würde von Geschlecht zu Geschlecht vererbte und heute noch in der Schatzkammer zu Wien die innige Verbindung Österreichs mit dem deutschen Volke darstellt (Abb. 1—3).

Die ewigen Verwicklungen mit den Päpsten und die häufige Abwesenheit der Herrscher ließen in Deutschland selbst eine „Landeshoheit“ entstehen, in der die lokalen Verwaltungsbeamten zu Fürsten emporwuchsen, — in derselben Zeit, da sich in England und Frankreich starke Persönlichkeiten das Recht der Erbfolge sicherten und die Keimzellen ihrer Hausmacht mit abhängigen Gebieten umschlossen. Im Bunde mit der auswärtigen Macht des Papsttums und späterhin mit Frankreich und England haben sich in Deutschland weltliche und geistliche Große mit Erfolg dem Übergang des schrankenlos freien Wahlrechts zu gesicherter Erbfolge widersetzt. Gehören



Abb. 10. Grabstein
Rudolfs von Habsburg
Nach einer schriftlichen Überlieferung wurde die Grabfigur Rudolfs genau nach dem Leben gearbeitet und noch bei seinem letzten Aufenthalt in Germersheim bis auf die kleinsten Einzelheiten nachgebildet

die Bezeichnungen „Libertät“ und „Autonomie“ auch der neueren Geschichte erst an, so hüllte sich der Eigennuß der Stände und Parteien doch schon damals in die stolzen Worte von der individuellen Eigenart des deutschen Staatsgedankens und von der freien Betätigung eines ungegeschichtlichen Stammestums im Rahmen und Verbands eines lose geknüpften Reichs!

Immerhin wurden diese Bruchstellen für ein volles Jahrhundert überwölbt und verkittet, als die im Elsaß groß gewordenen Hohenstaufen die Blütezeit des deutschen Mittelalters heraufführten. Die Kreuzzüge, die mit ihrem Eintritt auch das engere Gebiet Mitteleuropas erfaßten, durchbrachen die nationalen Schranken und leiteten gerade nach Deutschland einen fruchtbaren Strom geistiger und künstlerischer Anregungen, die überreiche Frucht trugen. Mit Friedrich Barbarossas Namen vor allem verbinden wir den Inbegriff deutscher Kaiserherrlichkeit. „Keiner unserer Herrscher war so durchdrungen von Hoheit, Macht und Würde des Reichs; keiner hat seine Persönlichkeit nachdrücklicher für sie eingesetzt.“ Das Pfingstfest zu Mainz, das im Frühjahr 1084 zur Schwertleite (Ritterschlag) der kaiserlichen Söhne die großen deutschen Dichter dieser ersten klassischen Periode unserer Literatur am größten und stolzeften Hof der Christenheit feierten, bedeutet den Höhepunkt. Zum ersten Male stand Deutschland im vollen Bewußtsein seiner völkischen und staatlichen Eigenart im Mittelpunkt der abendländischen Welt. Nach Süden wendete sich nach Überlieferung und Glauben eine Kaiserpolitik, die zugleich von Italien aus die Mittelmeerländer der deutschen Verwaltung und der deutschen Wirtschaft öffnete. Nach Konstantinopel, der Hauptstadt des oströmischen Reiches, und nach dem schimmernden Wundergarten des Ostens führten die Kreuzzüge, an denen sich jetzt erst die deutschen Fürsten als Führer lebhafter beteiligten. Neuland vor allem für die große

Masse der deutschen Bauern erwarb die Wanderung nach dem slawischen Land, das zwischen Elbe und Oder seit langem die Wanderlust lockte und nun bewußt dem Reiche selbst eingegliedert wurde. Der aufblühende deutsche Seehandel, der von der Rheinmündung ausging, den Reichtum Kölns und Lübecks begründete und schließlich die Ostsee vor allem zum deutschen Binnenmeer machte, festigte diese Beziehungen, während ein enger Verkehr mit Frankreich der dort aufblühenden Kunst- und Dichtkunst und der künstlerischen Entwicklung neuer „gotischer“ Formen zugute kam. Unerreichbar groß zieht dieses deutsche Mittelalter jetzt auch die Nachbarländer in seinen Bann und nimmt von ihnen willig und dankbar Anregungen über Anregungen auf. Friedrich Barbarossa selbst steht inmitten dieser Welt, da er sich als Greis noch zum zweiten Male zur Befreiung des Heiligen Landes verpflichtete, wo er im kleinasiatischen Küstenfluß Saleph den Tod fand (Abb. 6). „Gott tat, wie ihm gefiel, sicher gerecht nach seinem unwandelbaren und unbeugsamen Beschluß, aber nicht barmherzig,“ so klagt die gleichzeitig niedergeschriebene Kölner Königschronik.

So groß die politischen Erfolge seines ältesten Sohnes, Heinrich VI., und seines Enkels, Friedrich II., waren, so groß auch der Aufstieg der geistigen Bildung und der künstlerischen Kultur: für die Gesamtbetrachtung des deutschen Mittelalters bedeuten sie bereits den Abstieg von der Höhe, die das 12. Jahrhundert brachte; nicht zuletzt, weil in der Tat bereits ein Zug modernen Zweifels und überstaatlichen Ehrgeizes in ihnen selbst und in den großen

pfälzischen und elsässischen Herren mächtig war, die sie als Herzöge und Markgrafen in Sizilien und im Normannenreich Unteritaliens einsetzten. Der jähe Tod des machtgerigen Heinrich VI. (Abb. 7) zerriß im Kampf zwischen Welfen und Staufern, die in Italien



Abb. 11.

Grabmal des Mainzer Erzbischofs Seifrid von Eppstein mit den Königen Heinrich Raspe und Wilhelm von Holland

Im Dom zu Mainz

als Gibellinen und Guelfen Parteinaamen schlimmsten Kluges wurden, das Reich, in dem sich nun die Zwietracht für immer festsetzte. Friedrich II. schon wurzelt so fest in italienischem Boden, daß er die deutsche Anarchie nur in gesetzmäßige Bahnen wies. Während bislang die Geistlichkeit allein die Feder führte, zeichneten nun auch „kluge Laien“ die Rechtsurkunden der Zeit auf. In dem „Sachsenspiegel“ Eikes von Repgow zeigt uns die Abbildung 8 die feierliche Verleihung königlicher Rechte an geistliche und weltliche Fürsten durch Fahne und Stab.

Im fernen Süden hat sich das schwäbische Königsgeschlecht elend verblutet. Als letzter Sproß endete der ritterliche Sängerkonradin, dessen Gedichte die große Heidelberger Liederhandschrift bewahrt (Abb. 9), auf dem Schafott zu Neapel. Die königliche Ausdehnungspolitik nach Süden, die dem Deutschland der Sachsen und Salier naturgemäß war, ward zum Verhängnis, als sich der Schwerpunkt des deutschen Nationalstaats nach Osten und Norden verschob. Den günstigen Anfängen, die eine Zeitlang Könige, Fürsten und Volk in gemeinsamer Abwehr über die Elbe ins slawische Vorland zogen, ward keine Erfüllung zuteil. Die neuen Aufgaben, die Natur und geschichtliche Entwicklung dem mündig gewordenen Nationalstaat stellten, schoben die letzten Kaiser auf die neuen „Territorien“ ab.

Als das deutsche Königtum die Eindeutschung des Ostlands den Fürsten überließ, war die Entwicklung Mitteleuropas auf die Eigenkraft dieser neuen Führer gestellt, aus deren Eigennutz viele Jahrhunderte später erst in der österreichischen Ostmark und in Brandenburg-Preußen neue Pflichten gegen die Gesamtheit erwachsen. Die romanischen und slawischen Nachbarn, die italienischen und nordischen Reiche konnten ungehemmt auf Kosten des Mittellandes eine eigene Selbständigkeit entwickeln. Als für Deutschland „die kaiserlose, die schreckliche Zeit“ begann, übernahmen Frankreich und England, Sizilien und Dänemark die Führung. An die Stelle deutschen Einflusses auf das Ausland trat ausländische Einmischung in deutsche Dinge. In steter Verbindung mit ihnen brachte zugleich die Selbst-

sucht der zum Träger des Staatsgedankens berufenen Glieder des Reiches das stolze, mächtigste Land der Christenheit bis an den Rand völligen Untergangs.

Ohne inneren Zusammenhang untereinander führen jetzt einzelne Herrscherhäuser, unter denen nur den Habsburgern die dauernde Verbindung ihrer jungen Hausmacht mit dem Staatsganzen gelingt, die Entwicklung des deutschen Mittelalters fort.

Galt Wilhelm von Holland in Oberdeutschland als ein Fremder, so war für Richard von Cornwall, den Bruder des englischen Königs, und für seinen Nebenbuhler, König Alfons X. von Kastilien, die erste deutsche Würde nur ein prunkvoller Titel. Den kleinen Habsburger Grafen Rudolf, der tatkräftig das Reich in den engen Grenzen des Nationalstaats wieder aufbaute, lockte der Glanz einer neuen Hausmacht nach Osten. Immerhin schaffte seine nüchterne, hausbackene Art dem Reich nach langer Zeit wieder Frieden. Ahnungsvoll ritt er in seinen letzten Lebenstagen selbst noch hinüber zur Grabstätte der salischen Kaiser, neben denen er in der Krypta des Doms zu Speyer bestattet ist (Abb. 10). Seine Nachfolger Heinrich VII. von Luxemburg, Ludwig der Baier und Johann von Böhmen blieben, wie vordem Heinrich Raspe und Wilhelm von Holland, in ihrer binnendeutschen Politik die Werkzeuge ehrgeiziger Kirchenfürsten. Im Dom zu Mainz sind heute noch die Grabsteine der Erzbischöfe Seifrid von Eppstein und Peter Sinnbilder dieses traurigsten Abschnitts deutscher Königsgeschichte. (Abb. 11 und 12).

Der finstere Albrecht I., der seine habsburgische Familienpolitik nach außen wie nach innen allen Belangen des Reiches voran-

setzte, konnte die Nachfolge seiner Söhne ebensowenig durchsetzen wie der Luxemburger, dessen Romfahrt der Dichter Dante Alighieri als Herold des italienischen Einheitsgedankens in wunderbarer Dichtung feierte. Alle die schweren Kämpfe, aus denen uns die gleichzeitige Prachthandschrift Erzbischof Balduins von Trier Ausschnitte wiedergibt (Abb. 13), hinterließen lediglich neue Zerrüttung. Ein Sinnbild deutscher Treue nur, ohne nachhaltige politische Wirkung, blieb der Friedens-



Abb. 12. Peter von Mainz (gest. 1320)
mit Heinrich VII., Ludwig dem Bayer und Johann von Böhmen
Grabplatte im Dom zu Mainz

schluß der beiden Gegenkönige Ludwig des Baiern und Friedrichs von Österreich gegen den Papst, „dieweil er gegen den König und das Reich ist“. Festere Bindung erlangten Reich und Krone erst mit dem Regierungsantritt Karls IV., der das reiche Königtum Böhmen bereits als luxemburgisches Erbgut übernahm.

Im Besitz eines reichen Wissens und von bemerkenswerter Tatkraft versuchte er ernsthaft, die verworrenen Zustände Deutschlands zu klären, die überlebte Lebenswirtschaft in die Formen des Beamtenstaats überzuleiten und vor allem die Thronfolge gegen die willkürlichen Eingriffe der Einzelfürsten sicherzustellen. Der Erfolg war im Reich lediglich die rechtliche Anerkennung der „Kurfürsten“ von Mainz, Trier und Köln, der Pfalz, Böhmens, Brandenburgs und Sachsens als der Köniasmacher, denen nun die Wahl (d. i. Kur) des deutschen Königs ohne Genehmigung und Einspruchsrecht des Papstes zustand. Auf unserem Bilde (Abb. 14), das eine wenig später geschriebene Prachthandschrift in Wien ziert, sitzen die Sechs (außer Böhmen, das ja durch den König selbst vertreten ist) achtungs-

voll zu Füßen des Herrschers, dem nicht nur Böhmen, sondern auch ganz Deutschland unendlich viel schuldet. Unbestritten war diese „Goldene Bulle“ von 1356 (so genannt nach der goldenen Siegeltafel, der bulia, die das anhängende Majestätssiegel umschloß) nun zum Staatsgrundgesetz der nächsten Jahrhunderte geworden und hat weit über das deutsche Mittelalter hinaus Deutschland vor dem tatsächlichen Zerfall bewahrt. Zum letzten Male gelang es Karl IV., die deutsche Reichsgrenze im Westen bis zur Maas und südwärts bis zur Rhonemündung wiederherzustellen. Er selbst ließ sich in Arles (bei Lyon) zum König von Burgund krönen und übertrug den Grafen von Savoyen, den Stammvätern des heutigen italienischen Königshauses, die Stellvertretung im Namen des Reiches. Ganz selbstverständlich

ließ auch er sich vom Papst, dem er sich mannigfach verpflichtete, in Rom die Kaiserkrone aufsetzen, während er seinen Sohn Wenzel zum Nachfolger in Deutschland bestimmte.

Gerade dieser Erbe aber zeigte sich unfähig, die großen Pflichten wirksam und förderlich zu verwalten, die ihm in seinem böhmischen Hausgut inmitten der langsam aufkeimenden tschechischen Bewegung und vor allem im Reich zufließen. Schon zu seinen Lebzeiten folgte ihm nach einer kurzen Zwischenregierung Ruprechts von der Pfalz sein jüngerer Bruder Siegmund, dessen Streben völlig in der großen europäischen Politik aufging. Während sich auf den großen Reformkonzilien zu Konstanz und Basel die Vertreter der Christenheit um eine Besserung der Kirche an Haupt und Gliedern sorgten (Abb. 16), überließ der König den Reichständen die Zügel. Die Reichstage als Vertretung geistlicher und weltlicher Kleinstaaten wurden immer wichtiger, je lauter auch in Deutschland die Forderung nach einer „Reformation“ erscholl. Im Besitz der „Landeshoheit“ waren die Herren der größeren Territorien zu einer selbständigen

Macht geworden, mit der auch das Ausland rechnete. In denselben zwei Jahrhunderten, die im übrigen Europa ein ständiges Anwachsen der Königsgewalt brachten, gewannen in Deutschland wie in dem schicksalsverwandten Italien die bodenständigen Kräfte des hohen Adels freie Bahn: im Osten und Norden, wo sie auf dünn besiedeltem, slawischem Boden Neuland für das Deutschtum erwarben, aufbauend; im Innern des Reichs und an seiner Süd- und Westgrenze zur Auflösung des Staatsgedankens. Was hier standhielt, ward doch hineingezogen in die Ausdehnungspolitik der französischen Könige, die sehr bald auch die junge französische Nation in ihren Angriffen auf das Rhonetal hinter sich wußten. Im Quellgebiet des Rheins konnte sich die bäuerlich-bürgerliche Gemeinschaft der Schweizer „Urkantone“



Abb. 13. Aus der „Romfahrt Heinrichs VII.“
Bilderzyklus des Codex Balduini Trevirensis (Staatsarchiv Coblenz)
Balduin, der Bruder Kaiser Heinrichs VII., war in den Jahren 1307–1354
Erzbischof und Kurfürst von Trier



Abb. 15. Siegel Kaiser Karls VII.
(Saup Staatsarchiv in Dresden)

eine Selbständigkeit gegenüber dem Reich erringen, die ihre staatsrechtliche Anerkennung allerdings, ebenso wie die Niederlande, erst nach dem ersten Weltkrieg der neueren Geschichte im Westfälischen Frieden (1648) erhielt. Das Anschlußgebiet nach Westen ging bereits im 15. Jahrhundert verloren, als Karl der Kühne zielbewußt die Verbindung seines burgundischen Hausguts mit den durch Erbschaft und Heirat erworbenen niederländischen Landschaften anstrebte. Im Osten geriet nach der ersten Schlacht bei Tannenberg (1410) das deutsche Ordensland Ost- und Westpreußen unter polnische Oberhoheit, Livland ward abgesprengt, Böhmen und Mähren wurden aus der Verbindung mit dem Reiche gelöst, Schleswig-Holstein fiel unter dänische Verwaltung. Es war ein Verlust von über 230 000 Quadratkilometern, nahezu zwei Fünftel des gegenwärtigen verkleinerten deutschen Staates, ein volles Drittel des Landes, welches das deutsche Mittelalter vordem unter dem Schirm und Schutz des Reiches sah. Bis auf unsere

Tage, in denen uns das Diktat von Versailles Ähnliches aufzwang, hat die deutsche Geschichte keine derartige Minderung an Besitz und Ansehen erlebt, und doch nahmen Bürger und Bauern, Adlige und Geistliche, Fürsten und Städte alle Schläge gleichmütig hin, seit der Habsburger Friedrich III. (1440 bis 1493) seinem Vetter Albrecht II. (1438 bis 1439) in der Königswürde folgte — ein untätiger, schwacher Fürst, der nur in einer glücklichen Heiratspolitik die künftige Großmachstellung seines Hauses im Westen und Osten Mitteleuropas vorbereitete, das Reich aber sträflich und pflichtwidrig vernachlässigte. blieb Deutschland vor völliger Zerstörung bewahrt, so haben die Reichsstände selbst den Weg aus dem Chaos gefunden, indem sie von innen heraus eine politisch-staatliche und eine religiös-kirchliche Reform anstrebten, die schließlich zur Gesundung des nationalen Staates führen sollte.

Mittelalter und Neuzeit gehen in diesen Plänen und

Entwürfen bereits so eng ineinander über, daß eine Scheidelinie überaus schwer zu ziehen ist. Derselbe

Herrscher, der sich als der „letzte Ritter“ feiern läßt, ist doch zugleich der Vertreter eines neuen Jahrhunderts, in dem sich die alte Welt in Indien und Amerika ungeahnte Weiten erobert. In ruhigem Sinnen gleicht er auf dem wundervollen Gemälde Albrecht Dürers (Abb. 17) eher einem nüchternen Kaufmann als dem „unüberwindlichen, größten und mächtigsten Kaiser“, der nach der prunkvollen Beischrift „alle Könige und Fürsten seiner Zeit durch seine Gerechtigkeit, Klugheit, Großmut und Freigebigkeit sowie vor allem durch seinen Kriegsrühm und durch herzhafte Tapferkeit übertraf“. Die große Reichsreform, die Kaiser Maximilian I. nur zum Teil durchführte, ist auf mittelalterlichem Boden erwachsen und hat Einrichtungen und Bräuche gefestigt, die nur aus der Entwicklung der deutschen Zersplitterung verständlich sind. Trozdem hat das damals geschaffene Reichstammer-

gericht den Reichsgedanken durch seine Rechtsprechung und Gerichtsverfassung über die schweren Jahrhunderte der Religionskämpfe, des Dreißigjährigen Krieges und der preussisch-österreichischen Auseinandersetzung am treuesten bewahrt; die Einteilung des Reiches in zehn Reichskreise lebte bis zum Ende des Deutschen Bundes (1866) in der deutschen Heeresverfassung fort. Auf der anderen Seite hat auch die kirchliche Reformation unendlich viel neue Kräfte der Kultur, Kunst und Wissenschaft, ja selbst der staatlichen Anschauungen geweckt, deren Reime sich nur auf dem Boden des deutschen Mittelalters pfleglich entfalten konnten. Vom Standpunkt der deutschen Geschichte bedeutet weder die Entdeckung einer neuen Welt durch Christoph Columbus (1492) noch die Wahl Karls V. (1519), der als Erbe Spaniens doch auch der rechte Enkel Maximilians (Abb. 18), des „letzten Ritters“, war, eine klare, eindeutige Scheidung. Hin und her gehen die Meinungen,



Abb. 14. Kaiser Karl IV. und die Kurfürsten

Hofbibliothek in Wien

Aus der Prachthandschrift der Goldenen Bulle, die gegen 1400 für König Wenzel von Böhmen geschrieben wurde



Abb. 16. Kaiser Sigismund und Kardinal Orsini

(Aus einer Handschrift vom Jahre 1426)

Überlieferungen der mittelalterlichen Kirche mit dem Anschlag der 95 Thesen an die Schloßkirche zu Witten- und Kunst unsäglich schwer fühlt, steht der Verlust von Mex (1552) an erster Stelle, der sichtbar schon einmal



Abb. 17. Kaiser Maximilian I.
(Gemälde von Albrecht Dürer in der ehemaligen Kaiserlichen
Gemäldegalerie zu Wien)



Abb. 18. Kaiser Karl V.
Gemälde von Christoph Amberger
(Kaiser-Friedrich-Museum in Berlin)

berg am 31. Oktober 1517 als eine Überwindung des Alten und als ein weltgeschichtlicher Sprung in die Zukunft gelten kann. Jedes Zeitalter und jedes Volk werden schließlich anders empfinden, weil jeder Zeit und jeder Nation andere Aufgaben gestellt sind. Dem Deutschland unserer Tage, das den Verlust staatlicher Geltung und die Minderung seiner alten Sprach- und Volksgrenzen bis in die Tiefen seiner Wirtschaft, Kultur

den Niedergang langer Jahrhunderte einleitete. Dem deutschen Mittelalter wird diese eine Stadt mit ihrem hohen Dom am Steilufer der Mosel ein Vorposten und Bollwerk deutschen Lebens und zum Sinnbild unserer nationalen Kraft. Mehr als sechs Jahrhunderte, von 925 bis 1552, runden sich vor unsern Augen zu einem einzigen gewaltigen Kreis, der Deutschland im Mittelpunkt der abendländischen Welt sah.



Abb. 19. Die deutsche Königskrone
Silber vergoldet und mit Edelsteinen besetzt.
Deutsche Arbeit des XIII. Jahrhunderts.
(Im Münster zu Aachen)



Abb. 20. Siegel Karls V. 1552
Großes Kaiser-Siegel
(Kaiserschatz Wien)

Die Physikalisch-Technische Reichsanstalt

Von Prof. Dr. Karl Scheel, Oberregierungsrat an der Physikalisch-Technischen Reichsanstalt

Die Physikalisch-Technische Reichsanstalt kann bereits auf eine 36jährige erfolgreiche Tätigkeit zurückblicken. Im Jahre 1887 unter der Leitung von Hermann von Helmholtz als erste deutsche Forschungsstätte zur Förderung von Wissenschaft und Technik gegründet, ist sie für viele ähnliche und verwandte Anstalten im In- und Auslande vorbildlich geworden. Aus bescheidenen Anfängen heraus hat sie sich im Laufe der Zeit zu hoher Blüte entwickelt. In ihrem Heim, zu dem eine hochherzige Stiftung Werner v. Siemens' den Grundstock lieferte und das jetzt an der Marchstraße in Charlottenburg den Platz eines ganzen Straßengevierts bedeckt, wirken heute etwa 60 akademisch vorgebildete Beamte und ein entsprechend großes technisches Personal.

Das Arbeitsgebiet der Reichsanstalt umfaßt alle diejenigen Aufgaben, welche der physikalischen Forschung zugänglich sind. Demgemäß ist sie in drei große Abteilungen: Optik, Elektrizität, Wärme — wozu seit dem 1. Oktober v. J. die mit der Physikalisch-Technischen Reichsanstalt verschmolzene Reichsanstalt für Maß und Gewicht als vierte Abteilung hinzugenommen ist — gegliedert, neben denen noch einige kleinere Gruppen: Präzisionsmechanik mit Akustik, Radioaktivität und Chemie bestehen. Ihrer Aufgabe der Förderung von Wissenschaft und Technik suchen alle Teile der Anstalt einerseits durch die Bearbeitung von Problemen großer Tragweite und Wichtigkeit in theoretischer oder technischer Richtung gerecht zu werden, wobei ein größerer Aufwand an instrumenteller Ausrüstung, Materialverbrauch, Arbeitszeit der Beobachter und Rechner erforderlich ist, als der Regel nach von Privatleuten oder Unterrichtsanstalten aufgebracht werden kann. Andererseits übernimmt die Reichsanstalt Aufträge auf Prüfung und Untersuchung von Materialien, Meßgeräten und Gebrauchsapparaten der verschiedensten Art.

Wohl den größten Raum der wissenschaftlich-technischen Untersuchungen der Reichsanstalt beanspruchen die Arbeiten zur Herstellung und Sicherung der Maßeinheiten in allen Zweigen der Physik, ähnlich den Arbeiten zur Schaffung des international vereinbarten metrischen Maß- und Gewichtssystems, die bei der Gründung der Reichsanstalt bereits zum Abschluß gekommen waren.

Auf dem Gebiete der Optik handelte es sich um die Fixierung und Verkörperung der Lichteinheit, sie wird jetzt durch die von v. Hefner-Altened konstruierte Amalgamatlampe gebildet, nachdem durch langwierige Untersuchungen in der Reichsanstalt ihre Brauchbarkeit erwiesen und die Art ihrer Verwendung festgelegt worden war.

Auf dem Gebiete der Elektrizität waren umfangreiche Arbeiten, die bis in die neueste Zeit reichen, nötig, um

die international vereinbarten Grundeinheiten: Ohm, Volt und Ampere, und mit fortschreitender Entwicklung der Elektrotechnik auch andere Einheiten, wie diejenigen der Selbstinduktion und der Kapazität, mit der erforderlichen Genauigkeit zu verkörpern oder jederzeit reproduzierbar zu machen. Die hierbei gebrauchten Apparate und Meßmethoden mußten zum großen Teil erst neu erfunden und erprobt werden, und wenn heute weite Volkstkreise mit Ohm, Volt und Ampere und den elektrischen Meßinstrumenten ebenso vertraut sind, wie mit Meter und Kilogramm, mit Bandmaß und Wage, so danken sie dies zu einem großen Teile der stillen Arbeit der Reichsanstalt.



Die Physikalisch-Technische Reichsanstalt

Die Grundlage des Verständnisses aller Wärmevergänge, die in der Technik eine überaus wichtige Rolle spielen, ist die Möglichkeit einer genauen Temperaturmessung, und diese hat wieder das Vorhandensein einer wohldefinierten Temperaturskala zur Voraussetzung. Bei Gründung der Reichsanstalt herrschten nur innerhalb des kleinen Intervalles von 0 bis 100 Grad geordnete Zustände, und es war die Aufgabe der Wärmeabteilung, diese Grenzen nach unten bis zur Temperatur des flüssigen Wasserstoffs (— 253 Grad) und nach oben bis zur Temperatur des Kraters der Bogenlampe zu erweitern. Wie diese Aufgabe gelöst ist, mag einmal in einem späteren Artikel ausführlicher geschildert werden. Hier soll nur so viel erwähnt werden, daß das Quecksilberthermometer weit über den Siedepunkt (360 Grad) des Quecksilbers bis etwa 750 Grad brauchbar gemacht wurde, und daß für höhere Temperaturen in den elektrischen Thermometern (Widerstandsthermometer und Thermoelement) und den Strahlungspyrometern neue Meßapparate geschaffen wurden, welche der Technik, insbesondere auch der Hochofentechnik, heute unentbehrlich sind.

Von Arbeiten der Reichsanstalt, die sich nicht gerade auf physikalische Einheiten beziehen, seien hier nur einige

wenige genannt, die weitere Kreise interessieren. Hierher gehören die Herstellung von Normalstimmgabeln und die Ausarbeitung mehrerer verschiedener Methoden, mittels deren Schwingungszahlen absolut bestimmt werden können, ferner die für die gesamte Feinmechanik wichtige Einführung einheitlicher Schraubengewinde, Versuche zur Herabdrückung der Längenänderungen von Stahl beim Härten, Ausarbeitung von Methoden zur Messung großer und kleiner Drücke, Untersuchungen über elastische Eigenschaften, insbesondere auch über die elastische Nachwirkung an Metallen und Metallegierungen. Besonderes Interesse verdienen auch Versuche zur Darstellung reiner Metalle, z. B. Platin, Gold, Eisen, Zink, Radium, Blei, sowie zur Aufdeckung sehr geringer Verunreinigungen in diesen Metallen, welche deren physikalische und chemische Eigenschaften, Korrosion, Sprödigkeit usw. wesentlich verändern. Auch die in der Reichsanstalt ausgeführten Untersuchungen auf dem Gebiete der Radioaktivität sind von großer Bedeutung.

Die Optische Abteilung hat vielfach Gelegenheit gehabt, sich der Industrie und Technik durch Verfeinerung der Meßapparate, z. B. der Photometer, dienstbar zu machen. Eine hohe Bedeutung beanspruchen auch die sacharimetrischen Untersuchungen, durch welche erst für die Bewertung des Zuckers, dessen Produktion und Verkauf im Deutschen Reiche eine wesentliche Rolle spielten, die nötigen Grundlagen geschaffen wurden. Andere Untersuchungen, die Fragen nach der Natur der Strahlung betreffen und rein wissenschaftliches Interesse haben, sollen hier übergangen werden.

Die Elektrische Abteilung sah sich zu allen Zeiten vor große Aufgaben gestellt, um mit der mächtigen Entwicklung der Elektrotechnik gleichen Schritt zu halten. Insbesondere lag es der Abteilung ob, Meßinstrumente und Meßmethoden, die ursprünglich nur für mäßig starke Gleichströme geringer Spannung dienten, für hohe Stromstärken und hohe Spannungen umzubilden. Völlig neue Schwierigkeiten waren bei Wechselstrommessungen zu überwinden.

Viel Arbeit und Zeit ist auf das Studium der magnetischen Materialien und der hierbei benutzten Meßmethoden verwendet worden. Besonders erwähnt seien die Untersuchungen der Eigenschaften der Dynamo- und Transformatorenbleche, die in dem Bestreben unternommen waren, die in diesem Material bei Wechselstrom auftretenden Energieverluste (Hysteresis- und Wirbelstromverluste) auf ein Minimum zu reduzieren und gleichzeitig die Magnetisierbarkeit des Eisens möglichst zu erhöhen. In dieser Beziehung scheint das siliziumlegierte Eisen, auf dessen Verwendung zu dem gedachten Zweck die Reichsanstalt zuerst aufmerksam machte, von erheblicher Wichtigkeit zu werden; trotz des viel höheren Preises hat das legierte Blech das gewöhnliche Material im Transformatorenbau bereits fast völlig verdrängt.

Die Wärmeabteilung hat es sich angelegen sein lassen, die thermischen Eigenschaften (Ausdehnung, Wärmeleitung, spezifische Wärme, Sättigungsdruck) wohldefinierter Stoffe mit den modernsten Hilfsmitteln teils neu zu bestimmen, teils die schon anderweitig festgestellten Werte zu kontrollieren. Der größte Teil aller dieser Arbeiten ist dem Wasser, dem Wärmeträger der Dampfmaschine, gewidmet, dessen Eigenschaften damit jetzt mit der zurzeit überhaupt erreichbaren Genauigkeit erforscht sind.

Die Prüfungstätigkeit der Reichsanstalt ist vielseitig. Sie wird in der Weise ausgeübt, daß die Reichsanstalt

alle ihr von der Industrie und Technik übergebenen Apparate und Instrumente, soweit das nach physikalischen Methoden geschehen kann, einer Untersuchung unterzieht und das Ergebnis dieser Untersuchung bescheinigt oder die mit Erfolg vollzogene Prüfung sonstwie — etwa durch Aufstempeln des Reichsadlers — an dem Instrument kenntlich macht. Hierbei kann es sich, wie z. B. bei Fieberthermometern, entweder nur um die Untersuchung handeln, ob ein Instrument innerhalb gewisser, ein für allemal festgesetzter Fehlergrenzen richtig ist, oder aber die Prüfungsbescheinigung kann das Ergebnis einer Untersuchung zahlenmäßig wiedergeben, mit anderen Worten, sie enthält Mitteilungen darüber, um wieviel ein Meßinstrument in seinen Angaben von der Wahrheit abweicht.

Die Prüfung von Gegenständen durch die Reichsanstalt kann von Industrie und Technik aus zweierlei Gründen begehrt sein. Einerseits sollen durch die Prüfung der Verkaufswert und die Verkaufsfähigkeit eines Instrumentes erhöht werden, insofern als der Käufer, namentlich auch derjenige im Auslande, meist lieber ein Instrument kauft, dessen Richtigkeit ihm durch die Reichsanstalt verbürgt ist, als ein solches, bei dem er sich nur auf die Angaben des ihm meist unbekannten Fabrikanten verlassen kann. Andererseits läßt die Industrie häufig Gegenstände lediglich zur Feststellung ihrer eigenen Leistungsfähigkeit prüfen, sei es zur eigenen Kontrolle, sei es, um den Vorsprung vor der Konkurrenz zu zeigen.

Was alles in der Reichsanstalt geprüft wird, davon nur eine kleine Auslese:

Normal- und Gebrauchslampen der verschiedensten Art auf Lichtstärke und Lebensdauer, Brenner für Gasglühlicht, Petroleum, Spiritus und Azetylen; ferner Lampenarmaturen, Photometer, Lichtschwächungsvorrichtungen, Projektionsapparate, Quarzplatten für Sacharimeter, Lichtdurchlässigkeit von Glasorten, Fernrohre, Mikroskope, Linsen.

Elektrische Meßapparate für Spannung (Voltmeter), Strom (Amperemeter), Leistung (Wattmeter) und Arbeit (Elektrizitätszähler), ferner Kapazitäten, Induktivitäten, Wellenmesser, Dynamomaschinen und Transformatoren, Isolationsmaterialien, Kabel- und Drahtleitungen, Schalter und Sicherungen; weiter für Schwachstrommessungen Normalwiderstände und Normalelemente, Akkumulatoren und galvanische Elemente; endlich magnetische Materialien und Meßgeräte und radioaktive Präparate.

Temperaturmeßgeräte (Thermometer) für alle Temperaturbereiche und für die verschiedensten Zwecke, darunter jährlich viele Tausende Quecksilberthermometer für wissenschaftliche Untersuchungen, für meteorologische Messungen, Siedethermometer für Höhenbestimmungen, zur Messung von Meerestiefen, Fabrikthermometer, sowie ungeheure Mengen von Fieberthermometern, deren Prüfung neuerdings durch Gesetz vorgeschrieben ist; ferner Kalorimeter, Barometer, technische Druckmesser, Indikatorfedern, Sicherungen für Dampfkeessel und Apparate zur Untersuchung von Erdölen auf Entflammungspunkt, Zähigkeit und Zusammensetzung aus verschiedenen hochsiedenden Bestandteilen; endlich Messungen von Ausdehnung, Wärmeleitung, spezifischer Wärme u. a. m.

Teilungen, Endmaße, Leitspindeln für Drehbänke, Schraubennormalien, Kreisteilungen, Stimmgabeln, Gyrometer, Tachometer, Zentrifugen.

Neue Aufgaben zu übernehmen ist die Reichsanstalt, soweit ihr die Mittel dazu zur Verfügung stehen, stets bereit.

Gesetzmacherei

Von Prof. Dr. Ernst Schulze, Leipzig

Eine unabsehbare Flut von Gesetzen ergießt sich über uns. Bereits vor dem Kriege war ihre Zahl so groß geworden, daß der Bürger das Recht nicht mehr kannte. Heute ist es zum größten Teil selbst dem Richter unbekannt. Schreiten die Dinge so fort, so kann selbst der gesetzesliebendste Mensch nichts tun, ohne in die Fußangeln irgendeines Gesetzes zu treten, von dem er niemals gehört hat oder von dem er doch nur die größten Umrisse weiß.

Es ist dahin gekommen, daß von den Vertretern des Juristenstandes Einspruch gegen die Überfülle von Gesetzen und nicht minder gegen die Art erhoben worden ist, wie sie vorbereitet, durchberaten und verabschiedet werden. So hat der Gesamtvorstand des Deutschen Richterbundes im Herbst 1920 auf seiner Tagung in Naumburg eine Entschließung gegen die Überflutung mit gesetzlichen Vorschriften gefaßt.

Im Januar 1920 hatte der Vorstand des Deutschen Juristenbundes, in dem sich die Vertreter der juristischen Wissenschaft mit denen der Praxis zusammengefunden haben, und der sowohl die Richter und Anwälte wie die juristischen Fakultäten der deutschen Universitäten umfaßt, an die Mitglieder des Reichsrats eine Erklärung gerichtet, in der er gegen die Art, wie Gesetze vorbereitet, durchberaten und verabschiedet werden, entschiedene Verwahrung einlegte. Er verlangte, daß besonders die Gesetze, die für die Dauer bestimmt sein und die Grundlage der deutschen Rechtsverfassung bilden sollen, nicht nur von politischen Erwägungen diktiert sein dürfen. Er legte ernste Verwahrung dagegen ein, daß solche Gesetze verabschiedet werden, ohne juristische Sachverständige zuzuziehen und ihnen genügend Zeit zu lassen, sich dazu zu äußern.

Im gleichen Sinne hat sich auch der Preussische Richterverein ausgesprochen. Dieselbe Vermahnung kann man ständig von allen praktischen Juristen hören, die von der Last der auf sie einstürmenden Gesetze und Entwürfe fast erdrückt werden.

Es sind also zwei Klagen, die gegen die heutige Art, Gesetze zu machen, erhoben werden: die Überfülle der Gesetze und die ungründliche Art, in der sie vorbereitet und erlassen werden.

Werfen wir einen Blick auf das Reichsgesetzblatt im letzten Jahrzehnt und messen wir an dem Umfang der abgedruckten Gesetze den Umfang der gesetzmacherischen Tätigkeit. Es enthalten die Jahrgänge

1912	571	Druckseiten	1918	1480	Druckseiten
1913	790	"	1919	2207	"
1914	551	"	1920	2318	"
1915	852	"	1921	1667	"
1916	1433	"	1922	1804	"
1917	1133	"			

Seit 1921 ist der Druck verkleinert, 1922 die Satzordnung geändert. Nun enthält das RGBl. außer Gesetzen auch sämtliche vom Deutschen Reich geschlossenen Friedens- und Staatsverträge in deutscher und fremder Sprache, ferner die (sehr viel Platz beanspruchenden) Haushaltpläne nebst den Nachträgen, Be-

solidungsordnungen, Formularvorschriften. Immerhin besteht ein erheblicher Teil aus Gesetzen. Selbst auf das Jahr 1922 entfielen, nach der Hochflut der Vorjahre, 176 neue Gesetze.

Wie glücklich wären wir, könnten wir zu dem Umfang der Neuproduktion an Gesetzen vom Jahre 1913 zurückkehren! Es gebar nur den dritten Teil der Paragraphenfülle des Jahres 1920. Dennoch wurde schon damals beweglich über die Gesetzes-Sintflut geklagt. Es entbehrt nicht einer unfreiwilligen Ironie, wenn wir in einem Aufsatz des Abgeordneten Erzberger im Tag (Februar 1914) lesen:

„Es waren und es sind nicht die schlechtesten Zeiten des deutschen Volkes, in denen der Jahrgang des Reichsgesetzblattes nur ein dünnes Bändchen darstellte; heute ist es anders! Der Umfang schwillt an, ein Gesetz jagt das andere; 25 Kommissionen sind derzeit allein im Reichstag beschäftigt, neue Gesetze aller Art zu fertigen; in den Einzellandtagen wird gleichfalls mit Hochdruck gearbeitet; Provinziallandtage und andere Selbstverwaltungskörper schaffen auch neues Recht; zu allem diesen kommen dann die Ausführungsbestimmungen des Bundesrats, die Anordnungen der einzelstaatlichen Ministerien, die Verfügungen der höheren und unteren Verwaltungs-, Finanz- und Zollbehörden; kurzum: man sollte dem deutschen Volk doch einmal mitteilen, wie viele Kilometer Papier jedes Jahr bedruckt werden, um es mit neuen Gesetzen und Vorschriften zu beglücken. Die Gesetzes-Sintflut kommt, vielleicht stehen wir mitten in ihr drin, und immer neue Gesetze, immer neue Vorschriften fordert man im Reichstag, im Landtag, und wo man immer auch tagen mag. Ein ganz anormaler und ungesunder Zustand, der letzten Endes Parlament und Verwaltung völlig lähmt und das Volk erstickt. Niemand wird behaupten wollen, daß die Masse des Volkes diese Gesetze überhaupt noch in sich aufnehmen und verdauen kann. Die Gesetzes-Sintflut ist das „Rismet“ des deutschen Volkes, das man widerstandslos über sich ergehen läßt...

„Unter dieser Gesetzesfabrikation leidet die Autorität des Gesetzes, der Regierung und des Parlaments in gleicher Weise, und schließlich führt sie dazu, daß sich kein Mensch mehr um die Schaffung der Gesetze, bald gar aber auch um ihre Ausführung kümmert. Eine Änderung dieses unhaltbaren Zustandes muß bald und gründlich erfolgen.“

1919 hat sich niemand eifriger an der „Gesetzes-Sintflut“ beteiligt, als der Mann, der als Abgeordneter diese Zeilen geschrieben hatte. Uferlos braust der Strom der Gesetzesproduktion dahin. Allein im ersten Halbjahr 1921 hatte der Reichstag über 278 Gesetze zu befinden; hätte er sich jeden Wochentag versammelt und nichts anderes getan als über die neuen Gesetze beraten, so würde er Tag aus Tag ein deren zwei unter Dach und Fach gebracht haben.

Johannes Trojan schrieb einmal ein Spottlied: „Laßt uns in Vereine treten, dazu sind Vereine da.“ Es ist, als sei es auf die Gesetzgebungstätigkeit unserer Parlamente gemünzt:

Lasset uns Statuten machen,
Denn darauf ja kommt es an,
Daß man etwas überwachen
Oder es verändern kann.
Wenn wir nicht das Richt'ge trafen,
Ist erst recht die Freude groß;
Mit dem Streit um Paragraphen
Geht das wahre Leben los.

Arbeitet die Gesetzgebungsmaschine so unaufhörlich, so ist es einfach nicht denkbar, daß sorgfältige Arbeit geleistet wird. Die überstürzte und oberflächliche Art, wie Gesetze gemacht werden, erweckt sowohl juristisch wie volkswirtschaftlich Bedenken.

Die Sorgfalt, die der Gesetzgeber früherer Zeiten als seine Pflicht erachtete, wird schon durch den Parlamentsbetrieb unserer Tage ausgeschlossen. Dem einzelnen Abgeordneten kann daraus nicht einmal ein Vorwurf gemacht werden. Wird bis in die Nacht hinein getagt, müssen zuweilen sogar Nachtsitzungen erfolgen, wie beispielsweise einmal im Dezember 1921, darf vollends jeder kommunistische Abgeordnete das Recht in Anspruch nehmen, durch stundenlange Reden dem Parlament die Zeit für die wichtigste Arbeit zu stehlen, so ist es nicht verwunderlich, daß die Abgeordneten, müde gemacht durch die Zeitverschwendung, ermüdet durch überlange Sitzungen, bei der Verabschiedung der 10. Vorlage, die etwa vor den Ferien erledigt werden soll, es an der nötigen Aufmerksamkeit und Gründlichkeit fehlen lassen.

Wie die Gesetze ausgelegt und wie sie angewendet werden sollen, darüber macht sich unser Parlamentarismus keine Kopfschmerzen. So gebiert er in jedem Jahre Hunderte von neuen Gesetzen, darunter allein Dutzende von Steuergesetzen mit unübersehbaren rechtlichen und wirtschaftlichen Konsequenzen. Daneben wird das Strafgesetzbuch abgeändert, Verordnungen des Reichsjustizministers oder anderer Ministerien zur Kenntnis genommen, eigene Anträge zur Abänderung von Gesetzentwürfen gestellt und der Gesetzgebungsbetrieb mit Hochdruck weitergeführt. Allein die Reichsabgabenordnung von 1919 hatte 449 Paragraphen. Eine Stichprobe ergab damals, daß jeder Abgeordnete der Nationalversammlung in Weimar täglich 6½ Pfund bedrucktes Papier vorgelegt erhielt.

Wie wäre es möglich, daß auch nur die Mehrzahl der Abgeordneten von dieser Überfülle Kenntnis nähme? Einige wenige verschaffen sich einen Überblick nicht etwa über den ganzen Stoff (das ist unmöglich), sondern über einzelne Teile und reden dazu. Die Masse der Abgeordneten stimmt ohne Prüfung und, wie böse Stimmen behaupten, selbst ohne Meinung ab. Man verläßt sich auf die Regierungsorgane und auf die Ausschüsse, die die Entwürfe vorbereitet haben. Ehemals erregte es Aufsehen, wenn sich ein Fehler in eine Gesetzesvorlage einschlich. 1919 wäre um ein Haar ein Gesetz in vollkommen unsinniger Fassung angenommen worden, weil im Druck eine Zeile ausgelassen worden war. Niemand von der Regierung oder von den Mehrheitsparteien bemerkte es; ein Mitglied der Opposition machte auf den Fehler aufmerksam.

Ein Parlament, das so oberflächlich arbeitet, ist

schließlich bereit, jede beliebige Gesetzesproduktion zu entfalten. Die Nationalversammlung sollte sich, so lautete das Versprechen, neben der Reichsverfassung nur mit „dringenden“ Reichsgesetzen befassen. Waren aber wirklich die Prozeßgesetze so dringend, daß sie keinen Aufschub vertrugen? War die Nationalversammlung, deren arbeitsfähige Mitglieder ohnehin bedenklich überlastet waren, überhaupt imstande, eine so schwere und große Aufgabe neu zu übernehmen? Die Zahl ihrer sachkundigen Mitglieder nahm nicht zu, sondern ab, weil z. B. die Sozialdemokratie nach der Entsendung Landsbergs nach Brüssel und der Übernahme des preußischen Ministeriums des Innern durch Heine kaum noch ein oder zwei geeignete Vertreter hatte.

Viele Parlamentarier fassen ihre Aufgabe nicht selten rein äußerlich dahin auf, daß sie sich vor den Wählern durch eine möglichst stattliche Menge erledigter Vorlagen legitimieren müßten. In Wirklichkeit sündigen sie viel mehr durch Überstürzung als durch eine zu geringe Zahl von Gesetzesbeschlüssen. Das rächt sich juristisch, weil selbst der gelehrte Richter, von dem Rechtsunkundigen ganz zu schweigen, außerstande ist, das Übermaß an neuen gesetzlichen Bestimmungen zu verdauen, ja auch nur oberflächlich zu übersehen. Und es rächt sich wirtschaftlich, weil Vorlagen, die nicht einmal juristisch sorgfältig durchdacht sind, auf ihre volkswirtschaftliche Tragweite noch viel weniger geprüft zu werden pflegen. Ehedem war es Brauch, vor Erlass eines Gesetzes seine volkswirtschaftlichen Wirkungen zu untersuchen und festzustellen, ob und auf welchem Wege die erforderlichen Deckungsmittel beschafft werden könnten. Das hatte zur Folge, daß Gesetze, die einmal zustande kamen, voraussichtlich auch durchgeführt werden konnten. Kein geringer Vorzug dieses Systems war es, daß Entwürfe, die finanziell oder volkswirtschaftlich Bedenken erregten, nicht angenommen wurden.

Heute dagegen unterbleibt allzu häufig die sorgfältige Erwägung über die Zweckmäßigkeit, die Möglichkeit und die Durchführbarkeit gesetzlicher Maßnahmen. Mancher Parlamentarier erachtet es für genügend, daß recht viele Gesetze dartun, wie fleißig man gearbeitet habe. Auch empfiehlt sich jeder Abgeordnete den Wählern, wenn er versichern kann, für Entwürfe gestimmt zu haben, die den Massen Wohltaten auf Kosten der Allgemeinheit erweisen.

So haben sich denn unsere Parlamente, an ihrer Spitze die Nationalversammlung und der Reichstag, einem gedankenlosen Reformieren ergeben und ohne Rücksicht auf die verzweifelte Geldlage des Staates unzählige Gesetze durchgepeitscht, denen sich das deutsche Volk nun beugen soll. Den Inhalt der überwiegenden Mehrzahl der neuen Gesetze lernt es niemals kennen. Oft genug weiß es nicht einmal von ihrem Vorhandensein. Eine verwirrende Fülle von Gesetzen, die selbst ein Minister nicht im Kopfe zu behalten oder gar zweifelnsfrei auszulegen vermag, umgibt uns, und in immer neuen Regenschauern gehen weitere auf uns nieder.

Alles Recht soll einfach, klar und verständlich sein. Es würde vom ganzen deutschen Volke als eine Befreiung empfunden werden, käme hier eine durchgreifende Reform zustande.

Randbemerkungen zu Henry Ford: „Mein Leben und Werk“

Von H. F. Thomée, Werdohl

Wir bringen die nachfolgende Arbeit unseres geschätzten Mitarbeiters zum Abdruck, obwohl wir — insbesondere was die Äußerungen über Herrn Ford im Vergleich zu Herrn Stinnes betrifft — eine völlige Identifizierung seiner Auslassungen mit den Ansichten der Siemens-Rheinelbe-Schulert-Union ablehnen müssen.

Die Schriftl. des „Werks.“

Dieses Buch des Amerikaners ist ein „Schlager“. Wird es dessen Schicksal haben? Verdient es das Buch oder etwa sein Verfasser?

Das Buch rührt an alle Fragen der Betriebsorganisation und Geschäftsführung, die auch in Europa mehr und mehr zu Lösung drängen und die gerade für den Aufbau des deutschen Wirtschaftslebens schwer in die Wage fallen können. Es besitzt also Aktualität, und wie etwa ein Operettenschlager beschäftigt Ford alle Köpfe. Ich glaube auch, er kann uns sicherlich etwas sagen. Vergessen wir einmal, daß er Amerikaner ist und seine Unternehmungen „drüben“ zu Hause sind. Denn sonst liegt der Einwand zu leicht auf der Hand: „Ganz gut und schön, aber — in Amerika. Da geht so etwas. Kommt für uns gar nicht in Frage.“

Ein Vorzug des Werkes ist zunächst einmal die Natürlichkeit und unbekümmerte Ungeschminktheit, mit der Ford uns die Grundforderungen der Geschäftsführung darlegt und den Beweis für die Richtigkeit führt. Seine Sätze sind oft zu einfach, zu natürlich und gesund, um als unmöglich abgelehnt werden zu können. Sie sind unbedingt anregend und anpassungsfähig, erfordern aber auch den Mut, das Problem nach allen Richtungen durchzudenken, wenn sie nützen sollen. Die Folgerungen aus allem zu ziehen, wird in vielen Punkten vorerst einfach unmöglich sein. — Kurzum, es ist jedoch nicht richtig, das Buch mit allgemeinen Bemerkungen oder einem Auszug über den Lebenslauf des Verfassers abzutun. Natürlich können diese Zeilen nicht auf alles eingehen. Das verbietet der Raum, denn über das Gesamtwerk ließe sich ebenso ein dicker, kritischer Band schreiben wie über einzelne Abschnitte. Das — sicherlich nicht aus Überheblichkeit — gefällte Urteil „Wir leben von der Rückständigkeit unserer europäischen Kunden“, allein dieses Urteil sollte schon ein Anlaß sein, an dem Werk nicht vorbeizugehen.

Ferner verlohnt es sich, Ford zweien der bekanntesten Wirtschaftsführer, Hugo Stinnes und Walter Rathenau, charakterisierend gegenüberzustellen und mit wenigen Strichen ein vergleichendes Bild der drei Wirtschaftsherren zu entwerfen.

Ford ist Organisator. Aus dem Begriff der Organisation, wie er in Heft 4 des „Werks“ durch Professor Schulze festgelegt worden ist, ergibt sich Fords Platz im Wirtschaftsleben. „Organisation ist die Steigerung der Wirkungskraft menschlicher Anstrengungen durch planmäßiges Zusammenordnen von Menschen und Einrichtungen; Technik ist die Steigerung der Wirkungskraft menschlicher Anstrengungen durch dingliche Arbeitsmittel.“ In diesen beiden Begriffsbestimmungen geht der Lebenslauf Henry Fords auf. Mit 12 Jahren träumte er von der Konstruktion maschinell betriebener Fahrzeuge. Als Lehrling einer Maschinenfabrik konstruierte er an Uhren wie an Maschinen herum. Die Maschine hat ihn sein Leben lang nicht losgelassen. Sein

Vater siedelte ihn auf dem Lande an. Der Sohn gründete sich die erste bescheidene Existenz, um dann wieder auszubrechen und sich mit um so größerer Fähigkeit und Ausdauer seiner alten Liebe, den technischen Versuchen und Plänen, zuzuwenden. „Keine Arbeit, für die man Interesse hat, ist schwer, und kein Ding, was nicht besser gemacht werden kann.“ Von Jugend auf wollte er das Zweckmäßige. Stets widerstrebte er der Vergewendung von Zeit, Kraft und Arbeit. Eine unbestechliche Sachlichkeit läßt ihn keinen Augenblick das Ziel aus den Augen verlieren oder einen Schritt vom vorgezeichneten Wege abbiegen. Er ist aus Trieb, aus Veranlagung das, was den ganzen Ford ausmacht. Sein Prinzip ist: „Wenn du eine gute Idee hast, verharre dabei.“

Der Organisator ist aber kein Wirtschaftsführer. Das Wirtschaftsleben eines Staates ist etwas ganz anderes als ein noch so großes industrielles Unternehmen. Gerade dieses Unterschiedes wegen hinkt kein Vergleich so besonders stark wie der, daß Ford mit Rathenau so vieles gemeinsam habe.

Auch Ford ist für die Wirtschaft bedeutend um seiner neuen Ideen willen, wegen seiner Auffassung von der Produktion. Grundsätzlich wurzeln alle seine Ansichten in der Betriebs- und Organisationstechnik. Dem genial-einseitigen, dem nüchternen Zweckmenschen Ford steht die komplizierte Universalbegabung Rathenaus gegenüber. (Gegenüber der Vater Emil Rathenau, der Mann der unmittelbaren Gestaltung, lebte sich aus in seinem Werk. Ford und das Automobilwerk sind eins wie damals Rathenau und die AEG.) Wenn der Fabrikspfeiff der großen Menge den Arbeitschluß verkündet, dann beginnt für Leute vom Schlage eines Ford erst die Zeit, die Arbeit des Tages zu überdenken, um zu sehen, wie sie besser gemacht werden kann. Mit 28 Jahren baute er sein erstes Automobil; wenige Jahre später war er Chefingenieur einer von ihm gegründeten Automobilgesellschaft; als Hugo Stinnes 23 Jahre alt war, gründete er seine eigene Firma; in diesem Alter erwarb Walter Rathenau den Doktor der Philosophie. Rathenau flüchtete nach der Tätigkeit in der Unternehmung zu ihrer Betrachtung in die einsame Stille seiner Wohnung, und im Gegensatz mit dem stets praktisch denkenden Ford neigte der Ingenieur und philosophische Schriftsteller Rathenau dem Ausbau theoretischer Kombinationen und Systeme zu. Er war und blieb der Problematiker, der alle Dinge der Wirtschaft wie des Lebens kühl aus der Entfernung betrachtete und den kein blickartig-genialer Gedanke aus dem seelischen Gleichgewicht herauschleudern konnte. Der kritische und skeptische Geist neben dem schöpferischen Vollblut. „Wir sind nicht da um des Besitzes willen, ... sondern wir sind da zur Verklärung des Göttlichen aus menschlichem Geiste,“ schrieb er einmal. Und gibt es eine größere geistige Klust zwischen zwei Auffassungen, wenn wir von Ford hören: Wir sind da für die Sache, für den Fortschritt der Menschheit!

Das Rechnertum und der starke Hang Fords zur Realität, zur unbestechlichen Sachlichkeit, seine starke Gabe, Menschen und Dingen bis auf den Grund zu sehen und schnell das Wesentliche zu erkennen, — kurzum die Gaben, die das Muster des Organisators aus-

machen, sie bergen Gefahren in sich, die bei der großen Bedeutung Fords nicht scharf genug hervorgehoben werden können und an Rathenau in das rechte Licht treten.

Ford ist kulturbblind; ist kulturbblind, wie es alle auf die Spitze getriebene Technik und Organisation notwendig als düstere Gefolgschaft mit ins Leben bringen. In Amerika mit seiner kulturell wenig nennenswerten Vergangenheit mag man diese Tatsache schon eher übersehen können. Die Gefahr der Kulturbblindheit feinst ausgearbeiteter Organisationen dürfen wir nicht unbeachtet lassen. Deshalb kommt — abgesehen von sonstigen Hindernissen — eine kritiklose Anwendung Fordscher Grundsätze für uns nicht in Frage. Wir haben sie aber notwendig zu prüfen, Brauchbares anzupassen, zu entwickeln und anzuwenden. Wir müssen es Rathenau als Verdienst anrechnen, daß er als Wirtschaftsführer neben den Vorteilen auch die Gefahren der Organisationen erkannt und systematisch zergliedert hat. Gegen Grundsätze Fords, wie etwa den: „Die wirkliche Grundlage des Verdienstes ist, etwas zu bieten, nur Gutes zu bieten“, werden sich kaum Einwendungen machen lassen. Aber was Kulturbblindheit ist, erfahren wir bei Betrachtung seines Leitsatzes: „Du sollst die Zukunft nicht fürchten, die Vergangenheit nicht ehren. Wer das tut, zieht seinem Wirken selbst die Grenzen. Die Vergangenheit ist nur insofern nützlich, als sie uns Mittel und Wege der Entwicklung weist.“ Mit anderen Worten: Nüchternheit, Produktion, die Welt der Materie ist alles! Was einer sonst tut und denkt, acht mich nichts an, ist für die Wirtschaft aber unnötig! Er fordert bewußt die Mechanisierung als Grundlage der Zivilisation und ist sich nicht darüber klar, in wie gefährlichem Maße sie es bereits ist. Rathenau warnt vor dem „Götzen Mechanisierung“. „Der Mensch begehrt Glauben und Werte, während Fords Ideal eine mechanisierte Wirtschaft, eine mechanisierte Erde ist und der Rückgang und allmähliche Verlust kultureller Werte ihn unbekümmert lassen. Wenn in einem Land nicht eine starke, wahre geistige Führungsschicht vorhanden ist, wenn Kultur überhaupt dem sich ständig ausbreitenden Zweckmensentum nicht dauernd mindestens das Gleichgewicht halten kann, dann unterjocht die Mechanisierung den unabhängigen Mut und die Zweckfreiheit der Führungsschicht, verfügt über alle Talente, um eine Erde mit einer mechanisierten Menschheit zu erfüllen: Fleiß, Geduld, Erfindergabe und mäßige Lebensansprüche müssen sich unter ihre Rute beugen! Dabei ist aber interessant, daß unstreitig das Endziel einer von derartigen Triebkräften besessenen Schicht Ehrgeiz und Besitzgier sind, während dieses für Ford persönlich wie für Leute seines Charakters nicht zutrifft. Er hebt sich in diesem Punkte aus dem allgemeinen Rahmen solcher Schichten vorteilhaft heraus.

Nun soll man nicht die Mechanisierung, um für Organisationen und Technik einen Sammelbegriff zu wählen, kurzerhand abtun, sondern daran denken, daß vernünftige Mechanisierung des materiellen Lebens die Menschheit weiterbringen kann und muß. Nur sie kann an Punkten, wo Menschen dichtgedrängt die Erde bevölkern, die Arbeitsteilung bewältigen, richtige Beherrschung der Massen und Verteilung der Güter und Kräfte sicherstellen. Nur wahre man die Grenzen. Rathenau betont es immer wieder: Laßt die Gifte der Zersetzung nicht wirksam werden. Laßt die Mechanisierung nicht den Geist überwältigen. Laßt Gott, Mensch und Natur

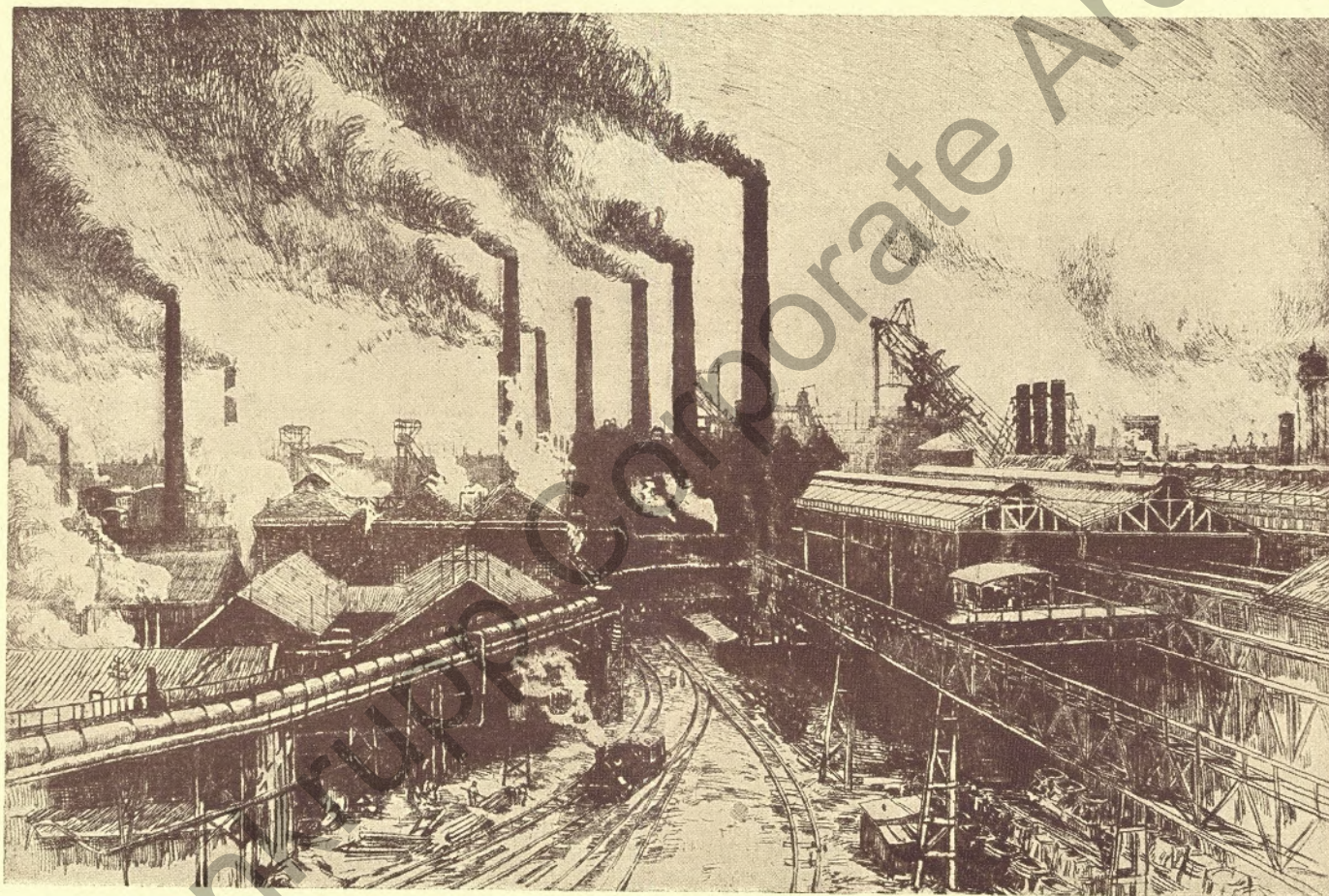
nicht lediglich zum Zweck werden. Nicht nur der Besitz ist Freude. Anders kommen wir zu einer entgötterten Welt.

Kann man da noch einer Ähnlichkeit das Wort reden, wenn Rathenau und Ford sich auch darin einig sind, daß die Wirtschaftlichkeit der Arbeitsvorgänge, die Ausleistung der Kräfteerzeugung vielfach erhebliche Rückständigkeit zeigen; wenn sie auch darin einig gehen, daß vergeudete Kräfte und Werkstoffe eine unmittelbare Schädigung der Allgemeinheit bedeuten? Aber wie verschieden sind die Folgerungen, die sie aus dieser Erkenntnis ziehen! Ford lehrt einfach: Beseitigt diese Fehler, organisiert und konstruiert besser, dann erspart ihr dem Unternehmen wie der Allgemeinheit diese Verluste, denn für diese arbeitet der Betrieb, wessen sich der Unternehmer stets verantwortlich bewußt bleiben muß. Darum erzieht Ford auch alle seine Mitarbeiter, Arbeiter wie Angestellte, im Sinne rationeller Betriebsführung und Arbeit. Das Prinzip der Dienstleistung steht oben an, und diese Erziehung beginnt schon beim Lehrling. (In diesem Punkte setzt schon seit einiger Zeit auch in Deutschland die Arbeit ein. Vergleiche die Aufsätze im „Wert“ über Lehrlingsausbildung, über Arbeitsmaschinen und Arbeitsgeräte. Zweifellos hat Ford viel mit dieser Erziehung erreicht, während es in Deutschland unter den Arbeitnehmern nur recht wenige gibt, die sich an diese Art zu denken gewöhnt haben. Unleugbar sind da viel Unwissenheit und Gleichgültigkeit neben bösem Willen zu bekämpfen.) Die Ordnung der Produktion nach Typen, Normen u. a. ist notwendig unter dem Druck des ungehemmten Wettbewerbs. Auch unter seinem Einfluß kann sich die Neuordnung des Wirtschaftslebens ruhig vollziehen. Das Buch Fords will in einem Punkt nichts anderes als den für Amerika gesuchten Nachweis führen, daß man immer gute Geschäfte machen kann.

Rathenau folgert aus der Schädigung der Allgemeinheit durch Mängel der heutigen Betriebsführung und des Wirtschaftssystems, daß eben niemand mehr das Recht habe, willkürlich über die Güter und Rechte der Gesamtheit zu verfügen. Die Neuordnung könne unter dem Druck des Wettbewerbes nicht erfolgen und sei deshalb abhängig von einem neuen Wirtschaftssystem. Aus diesem Zwiespalt der Auffassungen erkennen wir wiederum den Unterschied der Persönlichkeiten: hier der Organisator Ford, dort der Wirtschaftsführer Rathenau. Während Ford stets, wie schon mehrfach hervorgehoben, den selbständigen Unternehmer oder die Leitung der Gesellschaft letzten Endes als die der Allgemeinheit Verantwortlichen betrachtet, ist der Staat (d. h. hier U. S. A.) nur Mittel, um das Leben des Volkes lebenswert zu machen. „Die Regierung ist nur eine Dienerin und sollte nie etwas anderes sein.“

Freilich hat man aber auch in Amerika erkannt, daß die Wirtschaft nicht vom Staat, sondern der Staat von der Wirtschaft lebt. Es ist nur eine Frage der Vernunft, das gegenseitige Verhältnis zweckmäßig zu regeln. Demgegenüber will Rathenau der „Neuen Wirtschaft“, d. h. einer staatlichen und gesellschaftlichen Neuorganisation, die Aufgabe zuweisen, Lebensnotwendigkeiten des Landes zu sichern, Rohstoffe zu schützen und den Außenhandel zu überwachen. Alle diese Aufgaben erfordern „die neue Ordnung“, die einsichtige Gesellschaft. Sie wird nach Rathenau die Kinder der Mechanisierung, den Sozialismus und den Kapitalismus überwinden.

Damit sind wir bei einer der schwierigsten und umstrittensten Zeitfragen angelangt, die allerdings in der



RADIERUNG VON HEINRICH OTTO

HOCHOFEN

VERLAG A. BAGEL A.-G., DUSSELDORF

lehten Zeit aus dem Vordergrund des öffentlichen Interesses wieder geschwunden ist: die Eigentumsfrage der Produktionsanstalten. Ford ist es ganz einerlei, ob ein Unternehmen nun einem Einzelnen oder einer Mehrheit, in irgendeiner Form organisiert, gehört. Das Prinzip der Dienstleistung läßt das schon erkennen. Von jedem wird nur die Hergabe seiner vollen Kraft verlangt, ob es sich dabei um einen Beamten oder einen Arbeiter

er braucht. Der Mittelmäßige, der durch den Druck einer Gewerkschaft auf einen Posten käme oder dort gehalten würde, den zu erreichen und auszufüllen seine Anlagen oder sein Verhalten bei der Arbeit nicht zulassen, schädigt gerade dadurch in ungerechter Weise seine Mitarbeiter und indirekt die Allgemeinheit. Alle irgendwie produktionshemmenden Umstände und Einflüsse sind vom Übel.



Radierung von Heinrich Otto

Hochöfen bei Nacht

Verlag M. Bagel u. Co., Düsseldorf

handelt. Nur daß dieser größtmögliche Schulung und Fachausbildung haben oder im Fordschen Betriebe erwerben soll. Jeder Einzelne ist restlos verantwortlich für seine Arbeit. Er arbeitet ja mit an einem Werk der Gesamtheit, sie hat den Nutzen davon. Wer bei Ford arbeitet, kann es bei Fleiß und Gewissenhaftigkeit zu dem Posten bringen, der seinem Können entspricht. Die Individualität des Mitarbeiters entscheidet und nicht der Einfluß der Gewerkschaft. An und für sich bedeutend weniger einflußreich in Amerika, haben die Gewerkschaften Ford auch nie behindert. Wenn der Arbeiter oder Angestellte seiner Pflicht genügt, hat er alles, was

Die ungehemmte und reibungslose Produktion eines im Fordschen Sinne geleiteten Unternehmens kommt in erster Linie den daran Mitarbeitenden in der Form höherer Löhne, verbesserter und vermehrter Wohlfahrtseinrichtungen, Siedelungen u. a. m. zugute. Das schafft ihm Sicherheit für sein Alter und gibt ihm eine steigende materielle Unabhängigkeit. Die Fabrik ist keine Geldhebelmaschine des Unternehmers, der sie mit beliebiger Tourenzahl laufen lassen darf. Für nicht arbeitende Aktionäre hat Ford keinen Platz. Dagegen ist ihm der mitarbeitende Aktionär willkommen, denn seiner Ansicht nach zieht er von selbst es vor, die Dienst-

leistungsfähigkeit des Werkes zu erhöhen denn die Bankzinsen. Betrüblerweise bestimmt heute noch bei uns die Mittelmäßigkeit, der mittelmäßige Arbeiter, die Leistungsfähigkeit eines Unternehmens, und einer Abhilfe stehen vielfach noch wirtschaftlich unzweckmäßige Einrichtungen und Doktrinen im Wege.

Wir haben an der Persönlichkeit Rathenaus — er war entschieden einer der ideenreichsten Köpfe der deutschen Wirtschaft — auch das Bild Fords in vielen Zügen Gestalt gewinnen sehen. Wenn nun noch von Ford im Zusammenhang mit Hugo Stinnes gesprochen wird, um das Bild abzurunden, dann wäre viel zu wiederholen. Ein Vergleich der beiden Männer ist deswegen schon nicht restlos durchzuführen, weil die Person Stinnes' viel weniger in die Öffentlichkeit getreten ist als Rathenau. Auch hat er uns nicht wie dieser seine Ideen und Pläne in vielen Bänden gesammelter Werke offengelegt.

Gleich Ford ist Stinnes ein nüchterner, real denkender Kopf. Ford und Stinnes begegnen sich weiter darin, daß keiner der beiden ein Schönredner oder Nichtstuer ist. Die Resignation eines Zeitalters bleibt auf sie ohne Einfluß. Aus dem tätigen Leben sind sie hervorgegangen. Mit kühlem Kopf, eisernen Nerven und hart zugreifenden Händen packen sie die Probleme, wo sie am Wege liegen, und weichen ihnen nicht aus. Beide haben ihre Arbeit von der Produktion her angefaßt. Ford als Betriebsingenieur „mit dem Weitblick ausgerüstet, den ein von engem Autoritätsglauben unabhängiger Menschenverstand zu entwickeln vermag“. Rathenau hätte ohne seinen Vater schwerlich den Weg zur Industrie gefunden. Stinnes wuchs auf im brausenden Lärm des tätigen Lebens; die Unternehmung und ihr Milieu haben ihn stets begleitet. Stinnes und Ford wurden aus sich selber das, was sie geworden sind; Rathenau ererbte seinen Posten und erwarb ihn zugleich.

Die Allgemeinheit, ihr Denken und Tun, stört sie nicht; sie handeln, wie sie es für richtig halten. Der ausschlaggebende Faktor ist die Rücksicht auf die Allgemeinheit nicht. Aber sie dienen ihr dennoch. Sie sind konstruktive Naturen; in beiden lebt der Drang zur schöpferischen Arbeit. Sie ist die Triebfeder. Der Praxis entnehmen sie das Gesetz des Handelns, und es wäre ein schwerer Irrtum, wenn man Ehrgeiz oder Geldgier als Triebkräfte vermuten wollte. In ihrer nüchternen Sachlichkeit liegt die Stärke dieser Männer, aber auch ihre Schwäche.

Es wurde schon ausgeführt, welche Gefahren in den Gedanken liegen, die Ford aus dieser Veranlagung heraus entwickelt. Aber die Mauern ihres Arbeitskreises können diese Menschen nicht mehr hinaus. Dem Werk, das sie geschaffen, sind sie verfallen. Ihr starker Geist dringt bis in alle Verästelungen und ist dort zu spüren. Er wirkt sich bereits aus in der nächsten Generation dieser Leiter. Was Ford von seinen Angestellten, fordert Stinnes in erster Linie von seinen Familienangehörigen: den Fleiß und die Hingabe an den Aufgabekreis, der ihn selbstverständlich dünkt. Wie Ford seinen einzigen Sohn in seine Schöpfung hineinzog und ihn als bewährten Helfer auf einen verantwortlichen Posten in der Gesamtleitung stellte, so sagte der Vater Rathenaus: Dem tüchtigen Fachmann Rathenau sind von der Konkurrenz so glänzende Anerbietungen gemacht worden, daß es besonderer Gegenleistungen der A. E. G. bedarf, um ihn zu halten. Ford und Stinnes verwalteten kein Erbe, aber sie schufen eins!

Wie denken Ford und Stinnes über die Zusammenballung des Kapitals und seine Anwendung? Von Ford haben wir schon die Auffassung gehört, daß der Besitz zum Wohle der andern da sei. Er gehört aber nicht in eine gemeinwirtschaftliche Verwaltung. Alles Geld muß der Produktion wieder zufließen. Diejenigen Kapitalisten sind Schädlinge, denen ihr Geld dazu dient, Schranken zwischen Erzeuger und Verbraucher aufzurichten oder Erschwernisse zu schaffen, die den Umsatz hindern oder verzögern (Zwischenhandel). Darum verkauft er seine Erzeugnisse nur gegen Barzahlung durch seine eigenen Agenten.

Vom Übel ist in der Wirtschaft wie im Staate alle Gleichmacherei, namentlich wenn sie auf eine nivellierung des Könnens abzielt. Solches fordern heißt er der Verschwendung das Wort reden. Bei den meisten Menschen steht die Dienstleistung an letzter Stelle, das Ich im Vordergrund. Das Geschäftemachen auf der Grundlage reinen Geldverdienens ist eine unsichere Sache. Die Aufgabe des Geschäftslebens besteht darin, für den Verbrauch, nicht aber für den Profit oder die Spekulation zu erzeugen. Daraus folgt sein bekannter Grundsatz: Die Qualität sei gut und der Preis gering. Das Wohlergehen des Erzeugers einer Ware hängt darum letzten Endes von den Diensten ab, die er dem Volke leistet. Man soll sagen: mit einem Minimum von Menschen, Material und Gewinn erzeugen, verkaufen und dabei ein Maximum an Löhnen, d. h. ein Maximum an Kaufkraft austeilen! Jeder, der mit ihm in Verbindung steht, sei es als Käufer, Leiter oder Arbeiter, soll durch seine Existenz gewinnen. Das Unternehmen leistet wirkliche Dienste. Dafür erwartet Ford aber von jedem Mitarbeiter, daß er sich als verantwortliches Glied des ganzen Organismus fühlt. Nur dann ist auch sein eigenes Wohlergehen gesichert. Das ist der Fordsche Sinn des Unternehmens: Dienstleistung in einem Organismus, der von Männern geleitet wird, die sich wie jeder einzelne der Allgemeinheit verantwortlich fühlen und deswegen ohne Gefahr Besitz und Regiment des Werkes fest in ihren Händen halten. Darin liegt eine eminente erzieherische Wirkung. Der Ford-Arbeiter weiß, wofür er seine Kräfte einsetzt. Darüber hat er aber die Grundwahrheit richtig begriffen, daß nicht der Arbeitgeber in Wirklichkeit die Löhne zahlt, sondern das Geld nur zu verwalten hat, daß es das Produkt ist, welches die Löhne zahlt. Die Leitung organisiert die Produktion so, daß das Erzeugnis diese Aufwendungen tragen kann. Diese Erkenntnis läßt den Ford-Arbeiter sich so zur Leitung einstellen, daß er nicht eigenmächtig den Kreisgang beunruhigt oder stört. — — —

In Deutschland, in Europa überhaupt haben wir mit anderen Faktoren zu rechnen. Wenigstens vorerst darin, was die Einstellung der Arbeitnehmer zu den Unternehmern anlangt. Und gar sehr verschiedenartig sind die Vorschläge, die man zur Lösung des Mißverhältnisses zwischen Kapital und Arbeit vorgeschlagen und versucht hat.

Halten wir einmal die Fordschen Grundlinien im Gedächtnis und betrachten wir den Verlauf der Sozialisierungsbestrebungen in Deutschland. Dann zeigt sich der Mißerfolg kraß auf der ganzen Linie, während der praktische Ford die Frage gelöst hat. Allerdings auf seine Weise und ohne Theorien. Ford wie Stinnes lehnen die Gemeinwirtschaft im sozialistischen Sinne ab. Stinnes spricht sich offen über das Problem aus: Keine Dekretierung von oben her oder einen Streit um Theorien!

Der Arbeitnehmer soll unsere größere Erfahrung achten und sich dem in der Form anpassen. Ebenso wie Ford verwirft er die Gleichmacherei der Person. — Die Bedeutung des Einzelmenschen darf auf keinen Fall unterschätzt und untergraben werden. Bei einer großen Neugründung kommen zwei Fragen in Betracht: Wo ist der Mann, der es macht? Wo sind die tüchtigen Arbeiter? Und haben sie nicht gerade am allermeisten unter der leithin gern bevorzugten, ja

diktieren Wertschätzung der Mittelmäßigkeit gelitten? Ohne tüchtige Leitung des Einzelnen und ohne tüchtige Arbeiter keine Aussicht auf Erfolg. Dem Unternehmer muß bleiben, was sein ist: die Führung. Er hat aber dafür zu sorgen, daß die Arbeiterschaft gutes Auskommen aus dem Unternehmen hat. Und das ist ohne Kapitalzusammenfassung und organischen Aufbau der Produktionswerkstätten unmöglich.

Die Mutter im Dienste der Volksgesundheit

Dr. med. Dahmen, Düsseldorf.

Die Kriegezeit und die Nachkriegszeit haben der Gesundheit des deutschen Volkes tiefe Wunden geschlagen. Generationen werden vergehen bis zur Wiederherstellung der Volkskraft, und noch viele



Abb. 1

große Opfer werden von jedem einzelnen gefordert werden bis zur völligen Genesung des siechen Vaterlandes. Die harten Entbehrungen haben nur zu deutlich ihre Folgen gezeigt, an jung und alt sehen wir die Spuren des Hungers. Am empfindlichsten jedoch reagierte der Säuglingsorganismus, und er ist, wie mit Recht ein großer Gelehrter behauptet hat, der feinste Barometer zur Beurteilung der wirtschaftlichen Verhältnisse eines Landes. Wohl gilt es, dem erwachsenen deutschen Volke einen gesunden körperlichen und geistigen Zustand zu erhalten, eine weit wichtigere Aufgabe jedoch erwächst uns darin, dem Vaterlande gesunde, kräftige Säug-

linge zu schenken, die die Säuglingssterblichkeit herabzudrücken und eine körperliche und geistige Ertüchtigung der heranwachsenden Jugend zu gewährleisten. Dort müssen wir angreifen, um unsere geschädigte Volkskraft wieder zu beleben zum Wohle unserer Nation. — Denn in der Zukunft liegt unsere Hoffnung.

Der deutschen Mutter ist eine große Aufgabe erstanden. Wie denn kannst du deinem Vaterlande dienen? Schau um dich und du wirst auch als oberflächlicher Beobachter an dem Heer von schlecht entwickelten Kindern, den Krüppeln, mit Schmerz in der Brust wahrnehmen müssen, wie tief die Gesundheit unserer Kinder untergraben ist. Sehen wir ab von den angeborenen körperlichen Fehlern, die auf chirurgischem Wege vielfach gänzlich ausgebessert werden können, so bleibt immer noch eine erschreckende Zahl verkrüppelter Kinder, deren Gebrechen nur auf die Entbehrungen zurückgeführt werden müssen. Eine Statistik besagt, daß auf 100 Krüppel ungefähr 95 Kinder kommen mit erworbenen Gebrechen. Und daß in Deutschland alljährlich 25 000 Menschen als Krüppel großgezogen werden, ist leider eine bittere Tatsache.

Die englische Krankheit (Rachitis) und die Tuberkulose sind die beiden Krankheiten, die sich als Folge von Entbehrungen einstellen und ihrerseits die Verkrüppelung von vielen Menschen zur Folge haben können. Wie nun können wir diesen beiden erfolgreich entgegentreten? Selbstverständlich wird man logischerweise annehmen müssen, daß eine zweckmäßige, ausreichende Ernährung und hygienische Verhältnisse die Schäden ausbessern können, die die Entbehrungen verursacht haben. Dies sind jedoch nicht die einzigen Mittel, die uns vorwärts helfen; wir haben noch eine andere Waffe gegen die Verkrüppelung: die Säuglingsgymnastik! (Nach Neumann) Diese Waffe können und müssen wir jeder Mutter in die Hand geben, da sie der ständige Behüter des Kindes und die erste ist, die die Verantwortung für das körperliche Wohl ihres Nachkommen trägt.



Abb. 2

Jede Mutter, die es vernachlässigt, die ihr zu Gebote stehenden Mittel zur Förderung der Gesundheit ihres Nachkommen auszunutzen, läßt eine schwere Schuld auf sich. Leider steht es fest, daß die Gleichgültigkeit mancher Mütter ärztlichen Ermahnungen gegenüber ebenso groß ist, wie eine Nichtbeachtung ärztlicher Verordnungen kaltblütig betrieben wird. Die Folgen sind dann bitter, das Familienglück gestört, die Volksgesundheit untergraben.

Deutsche Mutter, denke an deine Pflicht! Die große Aufgabe, die dir die Kriegezeit aufgetragen hat, ist noch nicht beendet. Gleich wie du im Kriege deinen Mann gestellt hast, so erfülle auch jetzt deine Pflicht! In der Säuglingsgymnastik haben wir eine Möglichkeit, das Wachstum des Säuglings zu fördern. Die Erfolge sind erstaunlich. Die Knochen wachsen und werden stark, die Muskulatur wird durch die Übungen und die bessere Blutdurchströmung kräftiger. Der Nahrungsverbrauch, der Ansaß wird vermehrt, die Blutbildung wird kräftig angeregt, die Lunge durch die vertiefte Atmung gut ventiliert. Zur Freude der Eltern wird das Kleine von Tag zu Tag prächtiger. Jede Mutter vermag



Abb. 3

die Technik zu beherrschen. Die noch zu beschreibenden Übungen können leicht ausgeführt werden. Der ängstlichen Mutter wird geraten, dies Turnen vom Arzte sich vorführen zu lassen.

Anwendung:

1. Beginn der Übungen im fünften Lebensmonat.
2. Im Winter im warmen Zimmer, im Sommer draußen.
3. Turnen auf einem großen Tisch mit weicher Unterlage für den entkleideten Säugling.
4. Nur „vor“ der Mahlzeit turnen, einmal täglich.
5. Krankheiten (Fieber) verbieten die Gymnastik.
6. Bewegungen nicht brüsk ausführen, wegen der Gefahr der Zerreißungen, Verrenkungen, Brüchen.
7. Nach dem Turnen Bettruhe, um den erwärmten Körper vor Erkältungen zu schützen.

Technik: Übung I.

Bei Rückenlage des Kindes, Füße der Mutter zugekehrt, läßt man beide Daumen von den Händen des Kindes umgreifen (Abb. 1). Man achte darauf, daß das Kind fest zupacken lernt, was allein schon die Armmuskulatur kräftigt und vor allem aber Gelenkverletzungen verhütet. In gestreckter Armhaltung werden nun in ausgiebiger Weise kreisförmige Bewegungen langsam ausgeführt. Meist wird man an dem Lächeln des Kindes und an dem freudigen Strampeln der Beine seine Zustimmung zu dieser Übung erkennen können. Bald setzt das Kind den Bewegungen Widerstand entgegen, ein Zeichen aktiver Muskelbetätigung. Der erste Erfolg der Übung ist zu verzeichnen.

Übung II.

Die zweite Übung wird an die erste Übung angeschlossen. Das Kind behält die Rückenlage bei, und die Mutter umgreift mit beiden Händen leicht die Füße des Kindes, so daß die Ferse in der Hohlhand ruht (Abb. 2). Nun werden Radfahrbewegungen, gleich wie der Radfahrer auf dem Rad seine Beine bewegt, ausgeführt, abwechselnd rechts und links oder gleichzeitig, und auch hier wird der aktive Widerstand, den das Kind bald leisten wird, den Erfolg der Übung anzeigen.

Übung III.

Zur Kräftigung der Bauch-, Rücken- und Nackenmuskulatur dient die Rumpfübung, die im Anfange eine gewisse Unzufriedenheit beim Kinde auslöst. Aber gerade dadurch, daß man das Kind in eine ihm höchst unangenehme Lage bringt, zwingt man es, vermöge seiner eigenen Geschicklichkeit und Kraft in eine bessere Lage sich hineinzuarbeiten. Im Anfange wird es ihm nicht gelingen, nach einigen Übungen jedoch ist es imstande, unter geschickter Anwendung der erworbenen Kräfte eine bequeme Lage zu gewinnen. Aus der Rückenlage wird das Kind nunmehr in Bauchlage gebracht (Abb. 3). Die Mutter umgreift beide Unterschenkel des Kindes mit ganzer Hand und hebt es in gestreckter Körperhaltung empor bis halbwegs zur senkrechten Haltung. Das Kind wird von selbst die Arme in die auf Abb. 3 dargestellte Haltung bringen. Streng ist die Mutter angewiesen, darauf zu achten, daß das Kind den Kopf seitwärts dreht, abwechselnd rechts und links, damit die Atmung nicht behindert wird. Es erübrigt sich, näher darauf hinzuweisen, daß gerade Nacken-, Bauch- und Rückenmuskulatur in Tätigkeit gebracht wird.

Übung IV.

Die vierte und letzte Übung, die man der Mutter anvertrauen kann, ist das „Kriechen“. Das Kind behält die Bauchlage bei. Man schiebe die Beine vor und warte ab, bis das Kind versucht, die Beine zu strecken, dadurch, daß es die Bein Streckmuskulatur in Tätigkeit setzt und sich an der mütterlichen Hand abstützt, unterstützt durch die Zughbewegungen der kindlichen Arme. Diese Übung kräftigt Arm- und Beinmuskulatur und an dem rückwärts erhobenen Köpfchen bemerkt man, daß auch die Nackenmuskulatur in Tätigkeit ist.

Es ist gewiß eine kleine Mühe, die hier der Mutter aufgetragen wird. Ihr Lohn wird ein kräftiges Kind sein, der Stolz, das Glück der Familie. Erfülle diese deine Pflicht deutsche Mutter und du hast einen Grundstein gelegt, zur Neubelebung unserer Volkskraft.

Haus und Persönlichkeit

Von Clara Priefz

Je mehr der Mensch eine in sich gefestigte Persönlichkeit ist, um so mehr wird er seiner Umgebung seinen Stempel aufdrücken. Da aber in jedem von uns ein Stück Eigenart steckt, werden wir alle mehr oder weniger, bewußt oder unbewußt, auf unsere Umwelt einwirken.

Bei uns Frauen ist nun die allernächste Ausstrahlung unseres Wesens, unserer Seele, die auf unser Heim. Jedes Haus wird vor allem den Charakter der Hausfrau, Gattin und Mutter widerspiegeln, deren Obhut es anvertraut ist. Das alte Sprichwort sagt richtig: „Der Mann ist des Hauses Kopf, die Frau des Hauses Herz.“

Viele Frauen ahnen gar nicht, welche Möglichkeiten ihnen hier gegeben sind. Sie meinen, daß die Schönheit und Behaglichkeit des Heims vor allem vom Geldbeutel, vom Werte der Einrichtung abhängig sei. Bei näherem Nachdenken werden sie selbst finden, daß die Rechnung nicht stimmt. Gewiß, der Geldwert der Aussteuer, der Geschmack des Dekorateurs oder Innen-Architekten

können sehr fühlbar sein, aber je mehr sie vorherrschen, um so mehr wird man auf Mangel an Eigenart im Geschmack und auf selbständigen Schönheitsinn bei der Frau des Hauses schließen müssen, — ihre Seele muß arm sein, wenn sie sich nicht selbständig äußern kann.

Man denke an ein anderes Heim — an eine landläufige, bescheidene Mobiliar-Ausstattung. Und doch kann's uns beim Eintreten in die Zimmer wie Anmut und Eigenart entgegenwehen. Sauberkeit, gefällige Ordnung, die doch vom Behagen und Bewohntheit der Räume spricht — gepflegte Blumen, Bücher die gelesen werden, Decken und Kissen, die eine persönliche Note geben, gute, wenn auch nicht kostbare Bilder, Übereinstimmung der Farben, ein Unwägbares an Leben, das den toten Gegenständen eingehaucht ist, kann stark von der Seele der Frau dieses Hauses sprechen. Wer zu lesen versteht, wird mancherlei Einzelzüge richtig deuten. Pietät, die alte Familienandenken und liebe Tote ehrt, die geistige Art und Beschäftigung der

Bewohner, das Streben nach Sauberkeit, Ordnung und Fleiß und vieles andere können wir aus dem Eindruck erfahren, den ein Heim auf uns macht. Und verantwortlich dafür ist uns vor allem die Seele der Hausfrau.

Gerade heute, wo das eigene Heim eine Kostbarkeit und für viele unendlich schwer zu erringen ist, sollten wir Frauen uns dieser Verantwortung bewußt sein. In den reichlichen Jahren vor dem Krieg ist auch hier viel zu viel Luxus erstrebt worden, jeder schielte nach oben und wollte möglichst „erstklassig“ und „modern“ eingerichtet sein. Heute ist vieles aus dem Erstrebten und Errungenen weder schön, noch den Zeitverhältnissen, den Einkünften, den Räumen, der Arbeitskraft entsprechend, vieles wird verkauft, vieles als eine Art Belastung weiter geschleppt. Dabei kann sich dann schwer die Freiheit und Anmut in der seelischen Einwirkung der Frau auf ihr Heim auswirken.

Es gilt auch hier, unser Armgewordensein ehrlich einzugestehen, sich nach den Einkünften und Räumen richten, auch hier nicht über unsere Kraft hinaus zu wollen. In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister — das Wort kann gerade hier und heute seine Wahrheit zeigen.

In dem bescheidenen gewordenen Heim, das nicht mehr „dekoriert“ und auf Geselligkeit und Eleganz hin eingerichtet wird, in dem jedes Stück wirklich wertvoller ist als früher, wird die Seele der Hausfrau sich mehr

zeigen können, als in den nach berühmtem Muster übernommenen Luxuseinrichtungen der Vorkriegsjahre. Wir Frauen müssen uns nur bewußt werden, welche schöne Pflicht und Freude hier für uns liegt. Mehr wie je sind Mann und Kinder aufs Haus angewiesen, viel mehr als früher brauchen die Freunde des Hauses nicht die so teuer gewordenen materiellen, aber die seelischen und geistigen Gaben. Ihre Übermittlerin ist vor allem die Hausfrau — möge ihre Seele wachsen, damit sie ihrem Heim viel sein und geben kann.

In wie einfacher Umgebung höchste geistige Werte gedeihen können, sehen wir in Weimar an Goethes Gartenhaus, Schillers Wohnhaus. Vor mehr als hundert Jahren während und nach der napoleonischen Zeit, war äußerlich ein ganz einfacher, ärmlicher Zuschnitt. Bei einer Kerze saß man in dem einzigen Wohnzimmer und hatte trotzdem Raum und Herz für seine Freunde. Wir wissen, daß gerade in dieser Zeit Frauen, wie die Rahel, Bettina von Arnim, Caroline Schlegel, Henriette Herz, ihr Heim zu einer Wohltat für viele, einer Bereicherung des geistigen Lebens jener Jahre machten.

Jeder nach seiner Art, nach seiner Kraft — möchten viele Frauen so viel Seele haben, so viel Anmut und Eigenart, daß sie ihrem Heim diesen Eigenstempel geben, daß für die Nächsten und darüber hinaus für viele, die kein Heim in diesem Sinne haben, hier Werte geschaffen werden, die kostbarer sind als alle käuflichen.

Die Not der erwerbslosen Jugendlichen

Vor einiger Zeit fand unter dem Vorsitz des Landeshauptmanns der Rheinprovinz, Dr. Horion, im vollbesetzten großen Sitzungssaal des Ständehauses zu Düsseldorf auf Einladung des Landesarbeits- und Berufsamtes der Rheinprovinz eine Konferenz der rheinischen Berufsämter und sonstiger interessierter Kreise statt, um Mittel und Wege zur Linderung der Not der erwerbslosen Jugendlichen zu finden. Das einleitende Referat zeigte erschreckende Zahlen über die Erwerbslosigkeit der Jugendlichen. In rheinischen Großstädten sind zurzeit noch bis zu 70% der Ostern 1923 aus der Schule entlassenen Jugendlichen ohne Lehrstelle und ohne Arbeitsstelle. Die großen Gefahren körperlicher, geistiger und sittlicher Verwahrlosung sind allgemein bekannt; die Zahlen der in Fürsorgeerziehung Überwiesenen sind schon auf das Doppelte der Zahlen des Vorjahres gestiegen. Solche Schäden an den in der Entwicklung befindlichen Jugendlichen wirken sich erst in späteren Jahren aus, wenn sie als Erwachsene in Wirtschaft, Politik und sozialem Leben ihren verheerenden Einfluß ausüben werden. Wenn auch der tiefste Grund dieser traurigen Zeitercheinungen in der schlechten Wirtschaftslage zu suchen ist, so kann man nicht auf eine Besserung der Wirtschaftslage warten, sondern muß jedes Mittel anwenden, das zur Bekämpfung der schlimmsten Not dienen kann. Aus den vorgeschlagenen Maßnahmen seien folgende erwähnt: Fortbildungskurse für erwerbslose Jugendliche im Rahmen der Berufsschulen und sonstiger Veranstaltun-

gen von Jugendwohlfahrtsbehörden, charitativer Vereine usw. Die Arbeitsnachweise sollen die 16- bis 18jährigen zu täglichen Pflichtarbeiten gemeinnützigen Charakters heranziehen. Da es sich um große Massen handelt, müssen Mittel angewandt werden, die Masswirkung haben, und dabei ist Zwang nicht zu umgehen. Aus diesem Grunde wurde der Gedanke der Arbeitsdienstpflicht, wie er in Bulgarien verwirklicht ist, befürwortet. Weiter soll im Jahre 1924 wieder für die noch nicht 14jährigen und noch nicht „berufsfähigen“ Zurückgebliebenen die früher übliche zweimalige Schulentlassung zu Ostern und im Herbst eingeführt werden, damit der Arbeitsmarkt nicht auf einmal durch die große Masse der Schulentlassenen überschwemmt wird. Ein Vertreter der Industrie nannte es kurzfristig, jetzt die Lehrlingsausbildung einzuschränken, weil dadurch später drückender Facharbeitermangel und eine Verschlechterung der für die deutsche Ausfuhr so notwendigen Qualitätsarbeit verursacht werde. An alle Unternehmer in Handwerk, Industrie und Handel wurde der Appell gerichtet, mehr Jugendliche als bisher einzustellen zu ihrem eigenen und zum allgemeinen Nutzen. — Der Nachmittag brachte einen Vortrag über die letzte Entwicklung der psychotechnischen Methoden zur Prüfung der Berufseignung, die sich allmählich aus umständlichen Apparaten wissenschaftlicher Forschungsstätten zu einfachen brauchbaren Hilfsmitteln der Praxis entwickelt haben.

Ich kenne nur ein Vaterland, und das heißt Deutschland; deshalb kann ich nur dem ganzen Deutschland und nicht einem Teil davon mit ganzer Seele ergeben sein!

Freiherr vom Stein.



Das Schloss Dürande

Erzählung von Freiherr v. von Lichenendorff

(Fortf. u. Schluß.)

Etwa vierzehn Tage darauf schritt Renald eines Morgens still und rasch durch den Wald nach dem Schloß Dürande, dessen Türme finster über die Tannen herfahen. Er war ernst und bleich, aber mit Hirschfänger und leuchtendem Vandelier, wie zu einem Feste geschmückt. In der Unruhe seiner Seele war er der Zeit ein gut Stück vorausgeschritten, denn als er ankam, war die Haustür noch verschlossen und alles still, nur die Dohlen erwachten schreiend auf den alten Dächern. Er setzte sich unterdes auf das Geländer der Brücke, die zum Schlosse führte. Der Wallgraben unten lag lange trocken, ein marmornrer Apollo mit seltsamer Lockenperücke spielte dort zwischen gezirkelten Blumenbeeten die Geige, auf der ein Vogel sein Morgenlied pfiff; über den Helmen der steinernen Ritterbilder am Tore brüsteten sich breite Aeloen; der Wald, der alte Schloßgeßell, war wunderbar verschnitten und zerquält, aber der Herbst ließ sich sein Recht nicht nehmen und hatte alles phantastisch gelb und rot gefärbt, und die Waldbögel, die vor dem Winter in die Gärten flüchteten, zwitscherten lustig von Wipfel zu Wipfel. — Renald fror, er hatte Zeit genug und überdachte noch einmal alles: wie der junge Graf Dürande wieder nach Paris gereist, um dort lustig durchzuwintern, wie er selbst darauf mit fröhlichem Herzen zum Kloster geeilt, um seine Schwester abzuholen. Aber da war Gabriele heimlich verschwunden, man hatte einmal des Nachts einen fremden Mann am Kloster gesehen; niemand wußte, wohin sie gekommen. —

Jetzt knarrte das Schloßtor, Renald sprang schnell auf, er verlangte seinen Herrn, den alten Grafen Dürande, zu sprechen. Man sagte ihm, der Graf sei eben erst aufgewacht; er mußte noch lange in der Gesindestube warten zwischen Überresten vom gestrigen Souper, zwischen Schuhbürsten, Büchsen und Raketen, die sich verschlafen an seinen blanken Stiefeln dehnten, niemand fragte nach ihm. Endlich wurde er in des Grafen Garderobe geführt, der alte Herr ließ sich soeben frisieren und gähnte unaufhörlich. Renald bat nun ehrerbietig um kurzen Urlaub zu einer Reise nach Paris. Auf die Frage des Grafen, was er dort wolle, entgegnete er verwirrt: seine Schwester sei dort bei einem weitläufigen Verwandten — er schämte sich herauszusagen, was er dachte. Da lachte der Graf. „Nun, nun,“ sagte er, „mein Sohn hat wahrhaftig keinen üblen Geschmack. Geh Er nur hin, ich will ihm an seiner Fortune nicht hinderlich sein; die Dürandes sind in solchen Affären immer splendid; so ein junger wilder Schwan muß gerupft werden, aber mach' Er's mir nicht zu arg.“ — Dann nickte er mit dem Kopfe, ließ sich den Pudermantel umwerfen und schritt langsam zwischen zwei Reihen von Bedienten, die ihn im Vorüberwandeln mit großen Quasten einpuderten, durch die entgegengesetzte Flügeltür zum Frühstück. Die Bedienten sicherten heimlich — Renald schüttelte sich wie ein gefesselter Löwe.

Noch an demselben Tage trat er seine Reise an.

Es war ein schöner, blanker Herbstabend, als er in der Ferne Paris erblickte; die Ernte war längst vorüber, die Felder standen alle leer, nur von der Stadt her kam ein verworrenes Rauschen über die stille Gegend, daß ihn heimlich schauerte. Er ging nun an prächtigen Landhäusern vorüber durch die langen Vorstädte immer tiefer in das wachsende Getöse hinein, die Welt rückte immer enger und dunkler zusammen, der Lärm, das Rasseln der Wagen betäubte, das wechselnde Streiflicht aus den gepulzten Läden blendete ihn; so war er ganz verwirrt, als er endlich im Wind den roten Löwen, das Zeichen seines Vettters, schwanken sah, der in der Vorstadt einen Weinschank hielt. Dieser saß eben vor der Thür seines kleinen Hauses und wunderte sich nicht wenig, da er den verstaubten Wandersmann erkannte. Doch Renald stand wie auf Kohlen. War Gabriele bei dir? fragte er gleich nach der ersten Begrüßung gespannt. — Der Vetter schüttelte erstaunt den Kopf, er wußte von nichts. — Also doch! sagte Renald, mit dem Fuß auf die Erde stampfend; aber er konnte es nicht über die Lippen bringen, was er vermute und vorhabe.

Sie gingen nun in das Haus und kamen in ein langes, wüstes Gemach, das von einem Kaminfeuer im Hintergrunde ungewiß er-

leuchtet wurde. In den roten Widerscheinen lag dort ein wilder Haufe umher: abgedankte Soldaten, müßige Handwerksburschen und dergleichen Hornkäfer, wie sie in der Abendzeit um die großen Städte schwärmten. Alle Blicke aber hingen an einem hohen, hagern Manne mit bleichem, scharfgeschnittenem Gesicht, der, den Hut auf dem Kopf und seinen langen Mantel stolz und vornehm über die linke Achsel zurückgeschlagen, mitten unter ihnen stand. — „Ihr seid der Nährstand,“ rief er soeben aus; „wer aber die andern nährt, der ist ihr Herr; hoch auf, ihr Herren!“ — Er hob ein Glas, alles jauchzte wild auf und griff nach den Flaschen, er aber tauchte kaum die feinen Lippen in den dunkelroten Wein, als schlürft' er Blut, seine spielenden Blicke gingen über dem Glase kalt und lauernd in die Runde.

Da funkelte das Kaminfeuer über Renalds blankes Vandelier, das stach plötzlich in ihre Augen. Ein starker Kerl mit rotem Gesicht und Haar wie ein brennender Dornbusch, trat mit übermütiger Bettelhaftigkeit dicht vor Renald und fragte, ob er dem Großtürken diene? Ein anderer meinte, er habe ja da, wie ein Hund, ein adeliges Halsband umhängen. — Renald griff rasch nach seinem Hirschfänger, aber der lange Redner trat dazwischen, sie wichen ihm scheu und ehrerbietig aus. Dieser führte den Jäger an einen abgelegenen Tisch und fragte, wohin er wolle. Da Renald den Grafen Dürande nannte, sagte er: „Das ist ein altes Haus, aber der Totenwurm pickt schon drin, ganz von Liebschaften zerfressen.“ — Renald erschrak, er glaubte, jeder müßte ihm seine Schande an der Stirn ansehen. „Warum kommt ihr gerade auf die Liebschaften?“ fragte er zögernd. — „Warum?“ erwiderte jener, „sind sie nicht die Herren im Fort, ist das Wild nicht ihre, hohes und niederes? Sind wir nicht verfluchte Hunde und leden die Schuh, wenn sie uns stoßen?“ — Das verdroß Renald; er entgegnete kurz und stolz: der junge Graf Dürande sei ein großmütiger Herr, er wolle nur sein Recht von ihm und weiter nichts. — Bei diesen Worten hatte der Fremde ihn aufmerksam betrachtet und sagte ernst: „Ihr seht aus wie ein Scharfrichter, der, das Schwert unterm Mantel, zu Gerichte geht; es kommt die Zeit, gedenkt an mich, Ihr werdet der Rüstigsten einer sein bei der blutigen Arbeit.“ — Dann zog er ein Blättchen hervor, schrieb etwas mit Bleistift darauf, versiegelte es am Licht und reichte es Renald hin. „Die Grafen hier kennen mich wohl,“ sagte er; er solle das nur abgeben an Dürande, wenn er einen Strauß mit ihm habe, es könnte ihm vielleicht von Nutzen sein. — „Wer ist der Herr?“ fragte Renald seinen Vetter, da der Fremde sich rasch wieder wandte. — „Ein Feind der Tyrannen,“ entgegnete der Vetter leise und geheimnisvoll.

Dem Renald aber gefiel hier die ganze Wirtschaft nicht, er war müde von der Reise und streckte sich bald in einer Nebenkammer auf das Lager, das ihm der Vetter angewiesen. Da konnte er vernehmen, wie immer mehr und mehr Gäste nebenan allmählich die Stube füllten; er hörte die Stimme des Fremden wieder dazwischen, eine wilde Predigt, von der er nur einzelne Worte verstand, manchmal blitzte das Kaminfeuer blutrot durch die Ritzen der schlechtverwahrten Tür; so schlief er spät unter furchtbaren Träumen ein.

Der Ball war noch nicht beendigt, aber der junge Graf Dürande hatte dort so viel Wunderbares gehört von den feurigen Zeichen einer Revolution, vom heimlichen Aufblitzen kampffertiger Geschwader, Jakobiner, Volksfreunde und Royalisten, daß ihm das Herz schwoll wie im nahenden Gewitterwinde. Er konnte es nicht länger aushalten in der drückenden Schwüle. In seinen Mantel gehüllt, ohne den Wagen abzuwarten, stürzte er sich in die scharfe Winternacht hinaus. Da freute er sich, wie draußen fern und nah die Turmuhren verworren zusammenklangen im Wind, und die Wolken über die Stadt flogen und der Sturm sein Reiselied pfiff, lustig die Schneeflocken durcheinander wirbelnd: „Grüß mir mein Schloß Dürande!“ rief er dem Sturme zu; es war ihm so frisch zumut, als müßte er, wie ein lebiges Roß, mit jedem Tritte Finken aus den Steinen schlagen.

In seinem Hotel aber fand er alles wie ausgestorben, der Kammerdiener war vor Langeweile fast eingeschlafen, die jüngere Dienerschaft ihren Liebschaften nachgegangen, niemand hatte ihn so früh

erwartet. Schauernd vor Frost stieg er die breite, dämmernde Treppe hinauf, zwei tief herabgebrannte Kerzen beleuchteten zweifelhaft das vergoldete Schnitzwerk des alten Saales, es war so still, daß er den Zeiger der Schloßuhr langsam fortrücken und die Wetterfahnen im Winde sich drehen hörte. Wüst und überwacht warf er sich auf eine Ottomane hin. „Ich bin so müde,“ sagte er, „so müde von Lust und immer Lust, langweilige Lust! ich wollt', es wäre Krieg!“ — Da war's ihm, als hört' er draußen auf der Treppe gehn mit leisen, langen Schritten, immer näher und näher. „Wer ist da?“ rief er. — „Keine Antwort.“ — „Nur zu, mir eben recht,“ meinte er, Hut und Handschuh wegwerfend, „rumor nur zu, spulhafte Zeit, mit deinem fernem Wetterleuchten über Stadt und Land, als wenn die Gedanken aufstünden überall und schlaftrunken nach den Schwertern tappten. Was gehst du in Waffen rassend um und pochst an die Türen unserer Schlösser bei stiller Nacht; mich gelüstet mit dir zu fechten; herauf, du unsichtbares Kriegsgepenst!“

Da pocht es wirklich an der Tür. Er lachte, daß der Geist die Herausforderung so schnell angenommen. In jedem Übermut rief er: „Herein!“ Eine hohe Gestalt im Mantel trat in die Tür; er erschrak doch, als diese den Mantel abwarf und er Renald erkannte, denn er gedachte der Nacht im Walde, wo der Jäger auf ihn gezielt. — Renald aber, da er den Grafen erblickte, ehrerbietig zurücktretend, sagte: er habe den Kammerdiener hier zu finden geglaubt, um sich anmelden zu lassen. Er sei schon öfters zu allen Tageszeiten hier gewesen, jedesmal aber, unter dem Vorwand, daß die Herrschaft nicht zu Hause oder beschäftigt sei, von den Pariser Bedienten zurückgewiesen worden, die ihn noch nicht kannten; so habe er denn heute auf der Straße gewartet, bis der Graf zurückkäme.

„Und was willst du denn von mir?“ fragte der Graf, ihn mit unverwandten Blicken prüfend.

„Gnädiger Herr“, erwiderte der Jäger nach einer Pause, „Sie wissen wohl, ich hatte eine Schwester, sie war meine einzige Freude und mein Stolz — sie ist eine Landläuferin geworden, sie ist fort.“

Der Graf machte eine heftige Bewegung, faßte sich aber gleich wieder und sagte halb abgewendet: „Nun, und was geht das mich an?“

Renalds Stirn zuckte wie fernes Wetterleuchten, er schien mit sich selber zu ringen. „Gnädiger Herr,“ rief er darauf im tiefsten Schmerz, „gnädiger Herr, gebt mir meine arme Gabriele zurück!“

„Ich?“ fuhr der Graf auf, „zum Teufel, wo ist sie?“

„Hier“ — entgegnete Renald ernst. Der Graf lachte laut auf und, den Leuchter ergreifend, stieß er rasch eine Flügeltür auf, daß man eine weite Reihe glänzender Zimmer überschah. „Nun,“ sagte er mit erzwungener Lustigkeit, „so hilf mir suchen. Vor“, da raschelt was hinter der Tapete, jezt hier, dort, nun sage mir, wo steckt sie?“

Renald blickte fester vor sich nieder, sein Gesicht verdunkelte sich immer mehr. Da gewahrte er Gabrielens Schnupftuch auf einem Tischchen; der Graf, der seinen Augen gefolgt war, stand einen Augenblick betroffen. — Renald hielt sich noch, es fiel ihm der Bettel des Fremden wieder ein, er wünschte immer noch, alles in Güte abzumachen, und reichte schweigend dem Grafen das Briefchen hin. Der Graf, ans Licht tretend, erbrach es schnell, da flog eine dunkle Röte über sein ganzes Gesicht. — „Und weiter nichts?“ murmelte er leise zwischen den Zähnen, sich in die Lippen beißend. „Wollen sie mir drohen, mich schrecken?“ — Und rasch zu Renald gewandt, rief er: „Und wenn ich deine ganze Sippschaft hätt', ich gäb' sie nicht heraus! Sag deinem Bettleradvokaten, ich lachte sein und wäre zehntausendmal noch stolzer als er, und wenn ihr beide euch im Hause zeigt, laß' ich mit Hund und Katze vom Hofe hehen, das sag ihm; fort, fort, fort!“ — Hiermit schleuderte er den Bettel dem Jäger ins Gesicht und schob ihn selber zum Saal hinaus, die eichene Tür hinter ihm zuwerfend, daß es durchs ganze Haus öde erschallte.

Renald stand, wild um sich blickend, auf der stillen Treppe. Da bemerkte er erst, daß er den Bettel noch krampfhaft in den Händen hielt; er entfaltete ihn hastig und las an dem flackernden Licht einer halbverlöschten Laterne die Worte: „Hütet Euch. Ein Freund des Volks.“

Unterdes hörte er oben den Grafen heftig klingeln; mehrere Stimmen wurden im Hause wach, er stieg langsam hinunter wie ins Grab. Im Hofe blickte er noch einmal zurück, die Fenster des Grafen waren noch erleuchtet, man sah ihn im Saale heftig auf und nieder gehen. Da hörte Renald auf einmal draußen durch den Wind singen:

Am Himmelsgrund schießen— So lustig die Stern'.	Hat eine Zither geangest An der Tür unbeacht'.
Dein Schatz läßt dich grüßen Aus weiter, weiter Fern'!	Der Wind ist gegangen Durch die Saiten bei Nacht.

Schwang sich auf dann vom Sitter
Über die Berge, übern Wald —
Mein Herz ist die Zither,
Gibt einen fröhlichen Schall.

Die Weise ging ihm durch Mark und Bein; er kannte sie wohl. — Der Mond streifte soeben durch die vorüberfliegenden Wolken den Seitenflügel des Schlosses, da glaubte er in dem einen Fenster flüchtig Gabrielen zu erkennen; als er sich aber wandte, wurde es schnell geschlossen. Ganz erschrocken und verwirrt warf er sich auf die nächste Tür, sie war fest zu. Da trat er unter das Fenster und rief leise aus tiefster Seele hinaus, ob sie drin wider ihren Willen festgehalten werde? so solle sie ihm ein Zeichen geben, es sei keine Mauer so stark als die Gerechtigkeit Gottes. Es rührte sich nichts als die Wetterfahne auf dem Dach. — Gabriele, rief er nun lauter, meine arme Gabriele, der Wind in der Nacht weint um dich an den Fenstern, ich liebe dich so sehr, ich lieb' dich noch immer, um Gottes willen komm, komm herab zu mir, wir wollen miteinander fortziehen, weit, weit fort, wo uns niemand kennt, ich will für dich betteln von Haus zu Haus, es ist ja kein Lager so hart, kein Frost so scharf, keine Not so bitter als die Schande.

Er schwieg erschöpft, es war alles wieder still, nur die Tanzmusik von dem Balle schallte noch von fern über den Hof herüber; der Wind trieb große Schneeflocken schräg über die harte Erde, er war ganz verschneit. — Nun, so gnade uns beiden Gott! sagte er, sich abwendend, schüttelte den Schnee vom Mantel und schritt rasch fort.

Als er zu der Schenke seines Vetzters zurückkam, fand er zu seinem Erstaunen das ganze Haus verschlossen. Auf sein heftiges Pochen trat der Nachbar, sich vorsichtig nach allen Seiten umsehend, aus seiner Tür, er schien auf des Jägers Rückkehr gewartet zu haben und erzählte ihm geheimnisvoll: das Nest nebenan sei ausgenommen, Polizeisoldaten hätten heute Abend den Vetter plötzlich abgeführt, niemand wisse wohin. — Den Renald überrachte und verwunderte nichts mehr, und zerstreut mit flüchtigem Danke nahm er alles an, als der Nachbar nun auch das gerettete Reisebündel des Jägers unter dem Mantel hervorbrachte und ihm selbst eine Zuflucht in seinem Hause anbot.

Gleich am andern Morgen aber begann Renald seine Runde in der weitläufigen Stadt, er mochte nichts mehr von der Großmut des stolzen Grafen, er wollte jezt nur sein Recht! So suchte er unverdrossen eine Menge Advokaten hinter ihren großen Eintreffern auf, aber die sahen's gleich alle den goldborten Rauten seines Rodes an, daß sie nicht aus seiner eigenen Tasche gewachsen waren; der eine verlangte unmögliche Zeugen, der andere Dokumente, die er nicht hatte, und alle forderten Vorschuß. Ein junger reicher Advokat wollte sich tollkühn über die ganze Geschichte; er fragte, ob die Schwester jung, schön, und erbot sich, den ganzen Handel umsonst zu führen und die arme Waise dann zu sich ins Haus zu nehmen, während ein anderer gar das Mädchen selber heiraten wollte, wenn sie fernerhin beim Grafen bliebe. — In tiefster Seele empört, wandte sich Renald nun an die Polizeibehörde; aber da wurde er aus einem Revier ins andere geschickt, von Pontius zu Pilatus, und jeder wusch seine Hände in Unschuld, niemand hatte Zeit, in dem Getriebe ein vernünftiges Wort zu hören, und als er endlich vor das rechte Bureau kam, zeigten sie ihm ein langes Verzeichnis der Dienstleute und Hausgenossen des Grafen Dürande: seine Schwester war durchaus nicht darunter. Er habe Geister gesehen, hieß es, er solle keine unnützen Flausen machen; man hielt ihn für einen Narren, und er mußte froh sein, nur ungestraft wieder unter Gottes freien Himmel zu kommen. Da saß er nun todmüde in seiner einsamen Dachkammer, den Kopf in die Hand gestützt; seine Varschaft war mit dem frühzeitigen Schnee auf den Straßen geschmolzen, jezt wußt' er keine Hilfe mehr, es ekelte ihm recht vor dem Schmutz der Welt. In diesem Hinbrüten, wie wenn man beim Sonnenglanz die Augen schließt, spielten feurige Figuren wechseln auf dem dunklen Grund seiner Seele; schlängelnde Hornesblide und halbgeborne Gedanken blutiger Rache. In dieser Not betete er still für sich; als er aber an die Worte kam: „vergieb uns unsere Schuld, als auch wir vergeben unseren Schuldner,“ fuhr er zusammen; er konnte es dem Grafen nicht vergeben. Angstvoll und immer brünstiger betete er fort. — Da sprang er plötzlich auf, ein neuer Gedanke erleuchtete auf einmal sein ganzes Herz. Noch war nicht alles versucht, nicht alles verloren, er beschloß, den König selber anzutreten — so hatte er sich nicht vergeblich zu Gott gewendet, dessen Hand auf Erden ja der König ist.

Ludwig XVI. und sein Hof waren damals in Versailles; Renald eilte sogleich hin und freute sich, als er bei seiner Ankunft hörte, daß der König, der unwohl gewesen, heute zum erstenmal wieder den Garten besuchen wolle. Er hatte zu Hause mit großem Fleiß eine Supplik aufgesetzt, Punkt für Punkt, das himmelschreiende Unrecht und seine Forderung, alles, wie er es dereinst vor Gottes Thron zu verantworten gedachte. Das wollte er im Garten selbst übergeben, vielleicht fügte es sich, daß er dabei mit dem König sprechen dürfte; so, hoffte er, könne noch alles wieder gut werden. Vielerlei Volk, Neugierige, Müßiggänger und Fremde hatten sich unterdes schon unweit der Tür, aus welcher der König treten sollte, zusammengestellt. Renald drängte sich mit klopfendem Herzen

in die vorderste Reihe. Es war einer jener halbverschleierte Wintertage, die lügenhaft den Sommer nachspiegeln, die Sonne schien lau, aber falsch über die stillen Paläste, weiterhin zogen Schwäne auf den Weibern, kein Vogel sang mehr, nur die weißen Marmorbilder standen noch verlassen in der prächtigen Einsamkeit. Endlich gaben die Schweizer das Zeichen, die Saaltür öffnete sich, die Sonne tat einen kurzen Blick über funkelnden Schmutz, Ordensbänder und blendende Achseln, die schnell, vor dem Winterhauch, unter schimmern den Tüchern wieder verschwanden. Da schallt es auf einmal: Vive le roi! durch die Lüfte und im Garten, so weit das Auge reicht, begannen plötzlich alle Wasserkünste zu spielen, und mitten in dem Jubel, Rauschen und Funkeln schritt der König in einfachem Kleide langsam die breiten Marmorstufen hinab. Er sah traurig und bleich — eine leise Luft rührte die Wipfel der hohen Bäume und streute die letzten Blätter wie einen Goldregen über die fürstlichen Gestalten. Jetzt gewahrte Renald mit einiger Verwirrung auch den Grafen Dürande unter dem Gefolge, er sprach leise halbflüsternd zu einer jungen schönen Dame. Schon rauschten die taffetnen Gewänder immer näher und näher. Renald konnte deutlich vernehmen, wie die Dame, ihre Augen gegen Dürande aufschlagend, ihn neckend fragte, was er drin sehe, daß sie ihn so erschrecken. —

Wunderbare Sommernächte meiner Heimat, erwiderte der Graf zerstreut. Da wandte sich das Fräulein lachend, Renald erschrak, ihr dunkles Auge war wie Gabrielsens in fröhlichen Tagen — es wollte ihm das Herz zerreißen.

Darüber hatte er alles andere vergessen, der König war fast vorüber; jetzt drängte er sich nach, ein Schweizer aber stieß ihn mit der Partisane zurück, er drang noch einmal verzweifelt vor. Da bemerkte ihn Dürande, er stieß einen Augenblick, dann, schnell gesammelt, fährt er den Zudringlichen rasch an der Brust und übergibt ihn der herbeieilenden Wache. Der König über dem Getümmel wendet sich fragend. — Ein Wahnsinniger, entgegnet Dürande. —

Unterdessen hatten die Soldaten den Unglücklichen umringt, die neugierige Menge, die ihn für verrückt hielt, wich scheu zurück, so wurde er ungehindert abgeführt. Da hörte er hinter sich die Fontainen noch rauschen, dazwischen das Lachen und Plaudern der Hofleute in der lauen Luft; als er aber einmal zurückblickte, hatte sich alles schon wieder nach dem Garten hingekehrt, nur ein bleiches Gesicht aus der Menge war noch zurückgewandt und funkelte ihm mit scharfen Blicken nach. Er glaubte schauernd den prophetischen Fremden aus des Veters Schenke wieder zu erkennen.

Der Mond bescheint das alte Schloß Dürande und die tiefe Waldesstille am Jägerhaus, nur die Bäche rauschen so geheimnisvoll in den Gründen. Schon blüht's in manchem tiefen Tal, und nächtliche Züge heimkehrender Störche hoch in der Luft verkünden in einzelnen halbverlorenen Lauten, daß der Frühling gekommen. Da fahren plötzlich Rehe, die auf der Wiese vor dem Jägerhaus gerastet, erschrocken ins Dickicht, der Hund an der Tür schlägt an, ein Mann steigt eilig von den Bergen, bleich, wüst, die Kleider abgerissen, mit wildverwachsenem Bart — es ist der Jäger Renald.

Mehrere Monate hindurch war er in Paris im Irrenhause eingesperrt gewesen; je heftiger er beteuerte, verständlich zu sein, für desto toller hielt ihn der Wärter; in der Stadt aber hatte man jetzt Wichtigeres zu tun, niemand bekümmerte sich um ihn. Da erjah endlich selbst seinen Vorteil, die Hinterlist seiner verrückten Mitgesellen half ihm treulich aus Luft an der Heimlichkeit. So war es ihm gelungen, in einer dunklen Nacht mit Lebensgefahr sich an einem Seil herabzulassen und in der allgemeinen Verwirrung der Zeit unentdeckt aus der Stadt durch die Wälder, von Dorf zu Dorf bettelnd, heimwärts zu gelangen. Jetzt bemerkte er erst, daß es von fern überm Walde bligte, vom stillen Schloßgarten her schlug schon eine Nachtigall, es war ihm, als ob ihn Gabriele rief. Als er aber mit klopfendem Herzen auf dem allbekannten Fußsteig immer weiter ging, öffnete sich bei dem Hundegebell ein Fensterchen im Jägerhaus. Es gab ihm einen Stich ins Herz; es war Gabrielsens Schlafkammer, wie oft hatte er dort ihr Gesicht im Mondschein gesehen. Heute aber guckte ein Mann hervor und fragte barsch, was es draußen gäbe. Es war der Waldwärter; der heimtückische Rottkopf war ihm immer zuwider gewesen. „Was macht Ihr hier in Renalds Haus?“ sagte er. „Ich bin müde, ich will hinein.“ Der Waldwärter sah ihn vom Kopf bis zu den Füßen an, er erkannte ihn nicht mehr. „Mit dem Renald ist's lange vorbei,“ entgegnete er dann „er ist nach Paris gelaufen und hat sich dort mit verdächtigem Gefindel und Rebellen eingelassen, wir wissen's recht gut; jetzt habe ich seine Stelle vom Grafen.“ — Drauf wies er Renald am Waldestrand den Weg zum Wirtshause und schlug das Fenster wieder zu.

Oh, steht's so! dachte Renald. Da fielen seine Augen auf sein Gärtchen, die Kirschbäume, die er gepflanzt, standen schon in voller Blüte, es schmerzte ihn, daß sie in ihrer Unschuld nicht wußten, für wen sie blühten. Währenddessen hatte sein alter Hofhund sich gewaltsam vom Stride losgerissen, sprang liebtosend an ihm herauf und

umkreiste ihn in weiten Freuden sprüngen; er herzte sich mit ihm wie mit einem alten, treuen Freunde. Dann aber wandte er sich rasch zum Hause; die Tür war verschlossen, er stieß sie mit einem derben Fußtritt auf. Drin hatte der Waldwärter unterdes Feuer gepinkelt.

„Herr Jesus!“ rief er erschrocken, da er entgegnetend, plötzlich beim Widerschein der Lampe den verwilderten Renald erkannte. Renald aber achtete nicht darauf, sondern griff nach der Büchse, die überm Bett an der Wand hing. „Lump,“ sagte er, „das schöne Gewehr so verstauben zu lassen!“ Der Waldwärter, die Lampe hinsetzend und auf dem Sprunge, durchs Fenster zu entfliehen, sah den furchtbaren Gast seitwärts mit ungewissen Blicken an. Renald bemerkte, daß er zitterte. „Fürcht' dich nicht,“ sagte er, „dir tu ich nichts, was kannst du dafür; ich hol' mir nur die Büchse, sie ist vom Vater, sie gehört mir und nicht dem Grafen, und so wahr der alte Gott noch lebt, so hol' ich mir auch mein Recht, und wenn sie's im Turmknopf von Dürande versiegelt hätten, das sag dem Grafen und wer's sonst wissen will.“ — Mit diesen Worten piffte er dem Hunde und schritt wieder in den Wald hinaus, wo ihn der Waldwärter bei dem wirren Wetterleuchten bald aus den Augen verloren hatte.

Währenddessen schnurrten im Schloß Dürande die Gewichte der Turmuhr ruhig fort, aber die Uhr schlug nicht, und der verrostete Weiser rückte nicht mehr von der Stelle, als wäre die Zeit eingeschlafen auf dem alten Hofe beim einförmigen Rauschen der Brunnen. Draußen, nur manchmal vom fernen Wetterleuchten zweifelhaft erhellt, lag der Garten mit seinen wunderlichen Baumfiguren, Statuen und vertrockneten Bässen wie versteinert im jungen Grün, das in der warmen Nacht schon von allen Seiten lustig über die Gartenmauer kletterte und sich um die Säulen der halbverfallenen Lusthäuser schlang, als wolle nun der Frühling alles erobern. Das Hausgelande aber stand heimlich untereinander flüsternd auf der Terrasse, denn man sah es hier und da brennen in der Ferne; der Aufbruch schritt wachsend schon immer näher über die stillen Wälder von Schloß zu Schloß. Da hielt der kranke alte Graf um die gewohnte Stunde einsam Tafel im Ahnensaal, die hohen Fenster waren fest verschlossen, Spiegel, Schränke und Marmortische standen unverrückt umher wie in der alten Zeit, niemand durfte, bei seiner Ungnade, der neuen Ereignisse erwähnen, die er verächtlich ignorierte. So saß er, im Staatskleide, frisiert, wie eine gepuzte Leiche, am reichbesetzten Tisch vor den silbernen Armleuchtern und blätterte in alten Historienbüchern, seiner kriegerischen Jugend gedenkend. Die Bedienten eilten stumm über den glatten Boden hin und her, nur durch die Ritzen der Fensterladen sah man zuweilen das Wetterleuchten, und alle Viertelstunden hatte im Nebengemach die Flötenuhr knarrend ein und spielte einen Satz aus einer alten Opern-Arie.

Da ließen sich auf einmal unten Stimmen vernehmen, drauf hörte man jemand eilig die Treppe heraufkommen, immer lauter und näher. „Ich muß herein!“ rief es endlich an der Saaltür, sich durch die abwehrenden Diener drängend, und bleich, verstört und atemlos stürzte der Waldwärter in den Saal, in wilder Hast dem Grafen erzählend, was ihm soeben im Jägerhaus mit Renald begegnet. —

Der Graf starrte ihn schweigend an. Dann, plötzlich einen Armleuchter ergreifend, richtete er sich zum Erstaunen der Diener ohne fremde Hilfe hoch auf. „Hüte sich, wer einen Dürande fangen will!“ rief er, und gespenstisch wie ein Nachtwandler mit dem Leuchter quer durch den Saal schreitend, ging er auf eine kleine eichene Tür los, die zu dem Gewölbe des Eckturms führte. Die Diener, als sie sich vom ersten Entsetzen über sein grauenhaftes Aussehen erholt, standen verwirrt und unentschlossen um die Tafel. „Um Gottes willen,“ rief da auf einmal ein Jäger herbeieilend, „laßt ihn nicht durch, dort in dem Eckturm habe ich auf sein Geheiß heimlich alles Pulver zusammentragen müssen; wir sind verloren, er sprengt uns alle mit sich in die Luft!“ — Der Kammerdiener, bei dieser schrecklichen Nachricht, sagte sich zuerst ein Herz und sprang rasch vor, um seinen Herrn zurückzuhalten, die andern folgten seinem Beispiel. Der Graf aber, da er sich so unerwartet verraten und überwältigt sah, schleuberte dem Nächsten den Armleuchter an den Kopf, darauf, trank wie er war, brach er selbst auf dem Boden zusammen.

Ein verworrenes Durcheinanderlaufen ging nun durch das ganze Schloß; man hatte den Grafen auf sein seidenes Himmelbett gebracht. Dort versuchte er vergeblich, sich noch einmal emporzurichten, zudrückend rief er: „Wer sagte da, daß der Renald nicht wahnsinnig ist?“ — Da alles still blieb, fuhr er leiser fort: „Ihr kennt den Renald nicht, er kann entschuldig sein, wie fressend Feuer — läßt man denn reizende Tiere frei aufs Feld? — Ein schöner Löwe, wie er die Mähne schüttelt — wenn sie nur nicht so blutig wäre!“ — Hier, sich plötzlich besinnend, riß er die müden Augen weit auf und starrte die umherstehenden Diener verwundert an.

Der bestürzte Kammerdiener, der seine Blicke allmählich verlöschen sah, redete von geistlichem Beistand, aber der Graf, schon im Schatten des nahenden Todes, verfiel gleich darauf von neuem in fieberhafte Phantasien. Er sprach von einem großen, prächtigen Garten, und einer langen, langen Allee, in der ihm seine verstorbene

Gemahlin entgegenkäme, immer näher und heller und schöner. — „Nein, nein,“ sagte er, „sie hat einen Sternenmantel um und eine funkelnde Krone auf dem Haupt. Wie rings die Zweige schimmern von dem Glanz! — Gegrußt seist du, Maria, bitt' für mich, du Königin der Ehren!“ — Mit diesen Worten starb der Graf.

Als der Tag anbrach, war der ganze Himmel gegen Morgen dunkelrot gefärbt; gegenüber aber stand das Gewitter bleifarben hinter den grauen Türmen des Schlosses. Dürande, die Sterbeglocke ging in einzelnen, abgebrochenen Klängen über die stille Gegend, die fremd und wie verwandelt in der seltsamen Beleuchtung heraufblickte. — Da sahen einige Holzhauer im Walde den wilden Jäger Renald mit seiner Büchse und dem Hunde eilig in die Morgenglut hinabsteigen; niemand wußte, wohin er sich gewendet.

Mehrere Tage waren seitdem vergangen, das Schloß stand wie verzaubert in öder Stille, die Kinder gingen abends schon vorüber, als ob es drin späte. Da sah man eines Tages plötzlich droben mehrere Fenster geöffnet, buntes Reisegepäck lag auf dem Hofe umher, muntere Stimmen schallten wieder auf den Treppen und Gängen, die Türen flogen hallend auf und zu und vom Turme fing die Uhr trostreich wieder zu schlagen an. Der junge Graf Dürande war auf die Nachricht vom Tode seines Vaters rasch und unerwartet von Paris zurückgekehrt. Unterwegs war er mehrmals verworrenen Bügen von Edelleuten begegnet, die schon damals flüchtend die Landstraßen bedeckten. Er aber hatte keinen Glauben an die Fremde und wollte ehrlich Freud und Leid mit seinem Vaterlande teilen. Wie hatte auch der erste Schreck aus der Ferne alles übertrieben! Er fand seine nächsten Dienstleute ergeben und voll Eifer und überließ sich gern der Hoffnung, noch alles zum Guten wenden zu können.

In solchen Gedanken stand er an einem der offenen Fenster, die Wälder rauschten so frisch heraus, das hatte er so lange nicht gehört, und im Tale schlugen die Vögel und jauchzten die Hirten von den Bergen, dazwischen hörte er unten im Schloßgarten singen:

Wär's dunkel, ich läß' im Walde,
Im Walde rauscht's so sacht,
Mit ihrem Sternenmantel
Bedeckt mich da die Nacht,
Da kommen die Bächlein gegangen:
Ob ich schon schlafen tu?
Ich schlaf' nicht, ich hör' noch lange
Den Nachtigallen zu.
Wenn die Wipfel über mir schwanken,
Es klingen die ganze Nacht,
Das sind im Herzen die Gedanken,
Die singen, wenn niemand wacht.

Jawohl, gar manche stille Nacht, dachte der Graf, sich mit der Hand über die Stirn fahrend. — „Wer sang da?“ wandte er sich dann zu den auspackenden Dienern; die Stimme schien ihm so bekannte. Ein Jäger meinte, es sei wohl der neue Gärtnerbursche aus Paris, der habe keine Ruhe gehabt in der Stadt; als sie fortgezogen, so sei er ihnen zu Pferde nachgekommen. „Der?“ — sagte der Graf — er konnte sich kaum auf den Burschen bestimmen. Aber den Gerstreunungen des Winters in Paris war er nicht oft in den Garten gekommen; er hatte den Knaben nur selten gesehen und wenig beachtet, um so mehr freute ihn seine Anhänglichkeit.

Indes war es beinahe Abend geworden, da hieß der Graf noch sein Pferd satteln, die Diener verwunderten sich, als sie ihn bald darauf so spät und ganz allein noch nach dem Walde hineinreiten sahen. Der Graf aber schlug den Weg zu dem nahen Nonnenkloster ein und ritt in Gedanken rasch fort, als gält' es, ein lange veräumtes Geschäft nachzuholen; so hatte er in kurzer Zeit das stille Waldkloster erreicht. Ohne abzustiegen, zog er hastig die Glocke am Tor. Da stürzte ein Hund ihm entgegen, als wolt' er ihn zerreißen, ein langer, bärtiger Mann trat aus der Klosterpforte und stieß den Rötter wütend mit den Füßen; der Hund heulte, der Mann fluchte, eine Frau zankte drin im Kloster, sie konnte lange nicht zu Worte kommen. Der Graf, bestrebt von dem seltsamen Empfang, verlangte jetzt schleunigst die Priorin zu sprechen. — Der Mann sah ihn etwas verlegen an, als schämte er sich. Gleich aber wieder in alter Rohheit gefammelt, sagte er, das Kloster sei aufgehoben und gehöre der Nation; er sei der Pächter hier. Weiter erfuhr nun der Graf noch, wie ein Pariser Kommissär das alles so rasch und klug geordnet. Die Nonnen sollten nun in weltlichen Kleidern hinaus in die Städte, heiraten und nützlich sein; da zogen alle in einer schönen stillen Nacht aus dem Tal, für das sie so lange gebetet, nach Deutschland hinüber, wo ihnen in einem Schwesterkloster freundliche Aufnahme angeboten worden.

Der überraschte Graf blickte schweigend umher, jetzt bemerkte er erst, wie die zerbrochenen Fenster im Winde klappeten; aus einer Zelle unten sah ein Pferd schläfrig ins Grüne hinaus, die Biegen des Pächters weideten unter umgeworfenen Kreuzen auf dem Kirch-

hof, niemand wagte es, sie zu vertreiben; dazwischen weinte ein Kind im Kloster, als klagte es, daß es geboren in dieser Zeit. Im Dorfe aber war es wie ausgekehrt, die Bauern guckten schon aus den Fenstern, sie hielten den Grafen für einen Herrn von der Nation. Als ihn aber nach und nach einige wiedererkannten, stürzte auf einmal alles heraus und umringte ihn, hungrig, zerlumpt und bittend. Mein Gott, mein Gott, dachte er, wie wird die Welt so öde! — Er warf alles Geld, das er bei sich hatte, unter den Haufen, dann setzte er rasch die Sporen ein und wandte sich wieder nach Hause.

Es war schon völlig Nacht, als er in Dürande ankam. Da bemerkte er mit Erstaunen im Schloß einen unnatürlichen Aufruhr, Lichter liefen von Fenster zu Fenster, und einzelne Stimmen schweiften durch den dunklen Garten, als suchten sie jemand. Er schwang sich rasch vom Pferde und eilte ins Haus. Aber auf der Treppe stürzte ihm schon der Kammerdiener mit einem versiegelten Blatte atemlos entgegen: es seien Männer unten, die es abgegeben und trozig Antwort verlangten. Ein Jäger, aus dem Garten hinzutretend, fragte ängstlich den Grafen, ob er draußen dem Gärtnerburschen begegnet? der Bursch habe ihn überall gesucht, der Graf möge sich aber hüten vor ihm, er sei in der Dämmerung verdächtig im Dorf gesehen worden, ein Bündel unterm Arm, mit allerlei Gefindel sprechend, nun sei er gar spurlos verschwunden.

Der Graf, unterdes oben im erleuchteten Zimmer angelangt, erbrach den Brief und las in schlechter, mit blasser Tinte mühsam gezeichneter Handschrift:

„Im Namen Gottes verordne ich hiermit, daß der Graf Hippolyt von Dürande auf einem, mit dem gräflichen Wappen besiegelten Pergament die einzige Tochter des verstorbenen Försters am Schloßberg, Gabriele Dubois, als seine rechtmäßige Braut und künftiges Gemahl bekennen und annehmen soll. Dieses Gelöbniß soll heute bis elf Uhr nachts in dem Jägerhause abgeliefert werden. Ein Schuß aus dem Schloßfenster aber bedeutet: Nein. Renald.“

„Was ist die Uhr?“ fragte der Graf. — „Bald Mitternacht,“ erwiderten einige, „sie hätten ihn so lange im Walde und Garten vergeblich gesucht.“ — „Wer von euch sah den Renald, wo kam er her?“ fragte er von neuem. Alles schwieg. Da warf er den Brief auf den Tisch. „Der Rasende!“ sagte er, und befahl, für jeden Fall die Zugbrücke aufzuziehen, dann öffnete er rasch das Fenster und schob ein Pistol als Antwort in die Luft hinaus. Da gab es einen wilden Widerhall durch die stille Nacht, Geschrei und Rufen und einzelne Flintenschüsse bis in die fernsten Schlünde hinein, und als der Graf sich wieder wandte, sah er in dem Saal einen Kreis verstörter Gesichter lautlos um sich her.

Er schalt sie Hasenjäger, denen vor Wölfen graute. „Ihr habt lange genug Krieg gespielt im Walde,“ sagte er, „nun wendet sich die Jagd, wir sind jetzt das Wild, wir müssen durch. Was wird es sein! Ein Tollhaus mehr ist wieder aufgeriegelt, der rasende Weitschmerz geht durchs Land und der Renald geist ihnen vor. Ich hab' nichts mit dem Volk, ich tat ihnen nichts als Gutes, wollen sie noch Besseres, so sollen's ehrlich fordern, ich gäb's ihnen gern, abschrecken aber laß ich mir keine Hand breit meines alten Grund und Bodens; Trotz gegen Trotz!“

So trieb er sie in den Hof hinab, er selber half die Pforten, Läden und Fenster verrammen. Waffen wurden rassend von allen Seiten herbeigeschleppt, sein fröhlicher Mut belebte alle. Man zündete mitten im Hofe ein großes Feuer an, die Jäger lagerten sich herum und goßen Kugeln in den roten Widerschein, die lustig über die stillen Mauern liefen — sie merkten nicht, wie die Raben, von der plötzlichen Helle aufgeschreckt, ächzend über ihnen die alten Türme umkreisten. — Jetzt brachte ein Jäger mit großem Geschrei den Hut und die Fackel des Gärtnerburschen, die er zu seiner Verwunderung beim Aufsuchen der Waffen im Winkel eines abgelegenen Gemaches gefunden. Einige meinten, das Burschen sei vor Angst aus der Haut gefahren, andere schworen, er sei ein Schleicher und Verräter, während der alte Schloßwart Nicolo, schlau lächelnd, seinem Nachbar heimlich etwas ins Ohr flüsterte. Der Graf bemerkte es. „Was laßt du?“ fuhr er den Alten an; eine entsetzliche Ahnung flog plötzlich durch seine Seele. Alle sahen verlegen zu Boden. Da faßte er den erschrockenen Schloßwart hastig am Arm und führte ihn mit fort in einen entlegenen Teil des Hofes, wohin nur einige schwankende Schimmer des Feuers langten. Dort hörte man beide lange Zeit lebhaft miteinander reden, der Graf ging manchmal heftig an dem dunklen Schloßflügel auf und ab und kehrte dann immer wieder fragend und zifelnd zu dem Alten zurück. Dann sah man sie in den offenen Stall treten, der Graf half selbst eilig den schnellsten Läufer satteln, und gleich darauf sprengte Nicolo quer über den Schloßhof, daß die Funken stoben, durchs Tor in die Nacht hinaus. „Reit zu,“ rief ihm der Graf noch nach, „frag', suche bis ans Ende der Welt.“

Nun trat er rasch und verstört wieder zu den andern, zwei der zuverlässigsten Leute mußten sogleich bewaffnet nach dem Dorf

hinab, um den Renald draussen aufzusuchen; wer ihn zuerst sähe, solle ihm sagen: er, der Graf, wolle ihm Satisfaktion geben wie einem Kavalier und sich mit ihm schlagen, Mann gegen Mann — mehr könne der Stolz nicht verlangen.

Die Diener starrten ihn verwundert an, er aber hatte unterdes einen rüstigen Jäger auf die Zinne gestellt, wo man am weitesten ins Land hinaussehen konnte. „Was siehst du?“ fragte er, unten seine Pistolen ladend. Der Jäger erwiderte: „die Nacht sei zu dunkel, er könne nichts unterscheiden, nur einzelne Stimmen höre er manchmal fern im Feld und schweren Tritt, als zögen viele Menschen lautlos durch die Nacht, dann alles wieder still. Hier ist's lustig oben,“ sagte er, „wie eine Wetterfahne im Wind. — Was ist denn das?“ — „Wer kommt?“ fuhr der Graf hastig auf.

„Eine weiße Gestalt, wie ein Frauenzimmer,“ entgegnete der Jäger, „fliegt unten dicht an der Schloßmauer hin.“ — Er legte rasch seine Büchse an. Aber der Graf, die Leiter hinauffliegend, war schon selber droben und riß dem Zielenden heftig das Gewehr aus der Hand. Der Jäger sah ihn erstaunt an. „Ich kann auch nichts mehr sehen,“ sagte er dann halb unwillig und warf sich nun auf die Mauer nieder, über den Rand hinausschauend: „Wahrhaftig dort an der Gartenecke ist noch ein Fenster offen, der Wind klappt mit den Läden, dort ist's hereingebuscht.“

Die Zunächststehenden im Hofe wollten eben nach der bezeichneten Stelle hinein, als plötzlich mehrere Diener wie Herbstblätter im Sturm über den Hof dahersflogen! Die Rebellen, hieß es, hätten im Seitenflügel eine Pforte gesprengt, andere meinten, der rotköpfige Waldwärter habe sie mit Hilfe eines Nachschlüssels heimlich durch das Kellergeschoß hereingeführt. Schon hörte man Fußtritte hallend auf den Gängen und Treppen und fremde, rauhe Stimmen da und dort, manchmal blitzte eine Brandfackel vorüber-schweifend durch die Fenster. — „Hallo, nun gilt's, die Gäste kommen, spielt auf zum Hochzeitsban!“ rief der Graf, in nie-gefühltter Mordlust aufschauend. Noch war nur erst ein geringer Teil des Schlosses verloren; er ordnete rasch seine kleine Schar, fest entschlossen, sich lieber unter den Trümmern seines Schlosses zu begraben, als in diese rohen Hände zu fallen.

Mitten in dieser Verwirrung aber ging auf einmal ein Geselüster durch seine Leute: der Graf zeige sich doppelt im Schloß, der eine hatte ihn zugleich im Hof und am Ende eines dunkeln Ganges gesehen, einem andern war er auf der Treppe begegnet, flüchtig und auf keinen Anruf Antwort gebend, das bedeute seit uralter Zeit dem Hause großes Unglück. Niemand hatte jedoch in diesem Augenblick das Herz und die Zeit, es dem Grafen zu sagen, denn soeben begann auch unten der Hof sich schon grauenhaft zu beleben; unbekannte Gesichter erschienen überall an den Kellereisen, die Redsten arbeiteten sich gewaltfam hervor und sanken, ehe sie sich draussen noch aufrichten konnten, von den Kugeln der wachamen Jäger wieder zu Boden, aber über ihre Leichen weg froh und rang und hob es sich immer von neuem unaufhaltsam empor, braune verwilderte Gestalten, mit langen Vogelflinten, Stangen und Brecheisen, als wühlte die Hölle unter dem Schlosse sich auf. Es war die Bande des verräterischen Waldwärters, der ihnen heimtückisch die Keller geöffnet. Nur auf Plünderung bedacht, drangen sie sogleich nach dem Marstall und hieben in der Eile die Stränge entzwei, um sich der Pferde zu bemächtigen. Aber die edlen schlanken Tiere, von dem Lärm und der gräßlichen Helle verstört, rissen sich los und stürzten in wilder Freiheit in den Hof; dort mit zornig-funkelnden Augen und fliegender Mähne sah man sie bäumend aus der Menge steigen und Roß und Mann verzweifeln durcheinander ringen beim wirren Wetterleuchten der Fackeln, Jubel und Todes-schrei und die dumpfen Klänge der Sturmglocken dazwischen. Die versprengten Jäger fochten nur noch einzeln gegen die wachsende Uebermacht; schon umringte das Getümmel immer dichter den Grafen, er schien unrettbar verloren, als der blutige Knäuel mit dem Ausruf: dort, dort ist er! sich plötzlich wieder entwirrte und alles dem andern Schloßflügel zusagte.

Der Graf, in einem Augenblick fast allein stehend, wandte sich tiefaufatmend und sah erstaunt das alte Banner des Hauses Durande drüben vom Balkon wehen. Es wollte ruhig durch die wilde Nacht, auf einmal aber schlug der Wind wie im Spiel die Fahne zurück — da erblickte er mit Schauern sich selbst dahinter, in seinen weißen Reitermantel tief gehüllt, Stirn und Gesicht von seinem Federbusch umflattert. Alle Blicke und Röhre zielten auf die stille Gestalt, doch dem Grafen sträubte sich das Haar empor, denn die Blicke des furchtbaren Doppelgängers waren mitten durch den Kugelregen ungewandt auf ihn gerichtet. Jetzt bewegte er die Fahne, er schien ihm ein Zeichen geben zu wollen, immer deutlicher und dringender ihn zu sich hinaufwinkend.

Eine Weile starrt er hin, dann von Entsetzen überreizt, vergift er alles andere, und unerkannt den Haufen teilend, der wütend nach dem Haupttor dringt, eilt er selbst dem gespenstischen Schloßflügel zu. Ein heimlicher Gang, nur wenigen bekannt, führt seitwärts näher zum Balkon, dort stürzt er sich hinein; schon schließt die Pforte

sich schallend hinter ihm, er tappt am Pfeiler einsam durch die stille Halle, da hört er atmen neben sich, es faßt ihn plötzlich bei der Hand, schauernd sieht er das Banner und den Federbusch im Dunkeln wieder schimmern. Da, den weißen Mantel zurückschlagend, stößt es unten rasch eine Tür auf nach dem stillen Feld, ein heller Mondblick streift blendend die Gestalt, sie wendet sich. — „Um Gottes willen, Gabriele!“ ruft der Graf und läßt verwirrt den Degen fallen.

Das Mädchen stand bleich, ohne Hut vor ihm, die schwarzen Locken aufgeringelt, rings von der Fahne wunderbar umgeben. Sie schien noch atemlos. „Jetzt zaudere nicht,“ sagte sie, den ganz Erstaunten eilig nach der Tür drängend, „der alte Nicolo harret deiner draussen mit dem Pferde. Ich war im Dorf, der Renald wollte mich nicht wiedersehen, so rannte ich ins Schloß zurück, zum Glück stand noch ein Fenster offen, da fand ich dich nicht gleich und warf mich rasch in deinen Mantel. Noch merken sie es nicht, sie halten mich für dich; bald ist's zu spät, laß mich und reite dich, nur schnell!“ — Dann setzte sie leiser hinzu: „und grüße auch das schöne Fräulein in Paris, und betet für mich, wenn's euch wohl geht.“

Der Graf aber, in tiefster Seele bewegt, hatte sie schon fest in beide Arme genommen und bedeckte den bleichen Mund mit glühenden Küssen. Da wand sie sich schnell los. „Mein Gott, liebst du mich denn noch, ich meinte, du freitest um das Fräulein?“ sagte sie voll Erstaunen, die großen Augen fragend zu ihm aufgeschlagen. — „Ihm war's auf einmal, wie in den Himmel hineinzusehen.“ „Die Zeit fliegt heut entsetzlich,“ rief er aus, „dich liebte ich immerdar, da nimm den Ring und meine Hand auf ewig, und so verlaß mich Gott, wenn ich je von dir lasse!“ — Gabriele, von Ueberraschung und Freude verwirrt, wollte niederknien, aber sie taumelte und mußte sich an der Wand festhalten. Da bemerkte er erst mit Schrecken, daß sie verwundet war. Ganz außer sich riß er sein Tuch vom Halse, suchte eilig mit Fahne, Hemd und Kleidern das Blut zu stillen, das auf einmal unaufhaltsam aus vielen Wunden zu quellen schien. In steigender, unsäglichster Todesangst blickte er nach Hilfe ringsumher, schon näherten sich verworrene Stimmen, er wußte nicht, ob es Freund oder Feind. Sie hatte währenddes den Kopf müde an seine Schulter gelehnt. „Mir flimmert's so schön vor den Augen,“ sagte sie, „wie dazumal, als du durchs tiefe Abendrot noch zu mir kamst; nun ist ja alles, alles wieder gut.“

Da pfiff plötzlich eine Kugel durch das Fenster herein. „Das war der Renald!“ rief der Graf, sich nach der Brust greifend; er fühlte den Tod im Herzen. — Gabriele fuhr hastig auf. „Wie ist dir?“ fragte sie erschrocken. Aber der Graf, ohne zu antworten, faßte heftig nach seinem Degen. Das Gesindel war leise durch den Gang herangeschlichen, auf einmal sah er sich in der Halle von bewaffneten Männern umringt. — „Gute Nacht, mein liebes Weib!“ rief er da; und mit letzter, übermenschlicher Gewalt das von der Fahne verhüllte Mädchen auf den linken Arm schwingend, bahnt' er sich eine Gasse durch die Plünderer, die ihn nicht kannten und verblüfft von beiden Seiten vor dem Wütenden zurückwichen. So hieb er sich durch die offene Tür glücklich ins Freie hinaus, keiner wagte ihm aufs Feld zu folgen, wo sie in den schwankenden Schatten der Bäume einen heimlichen Hinterhalt besorgten.

Draußen aber rauschten die Wälder so kühl. „Hörst du die Hochzeitsglocken gehn?“ sagte der Graf; „ich spür' schon Morgenluft.“ — Gabriele konnte nicht mehr sprechen, aber sie sah ihn still und selig an. — Immer ferner und leiser verhallten unterdes schon die Stimmen vom Schlosse her, der Graf wankte verblutend, sein steinernes Wappenschild lag zertrümmert im hohen Gras, dort stürzt' er tot neben Gabriele zusammen. Sie atmeten nicht mehr, aber der Himmel funkelte von Sternen, und der Mond schien prächtig über das Jägerhaus und die einsamen Gründe; es war als zögen Engel singend durch die schöne Nacht.

Dort wurden die Leichen von Nicolo gefunden, der vor Ungeduld schon mehrmals die Runde um das Haus gemacht hatte. Er lud beide mit dem Banner auf das Pferd, die Wege standen verlassen, alles war im Schloß, so brachte er sie unbemerkt in die alte Dorfkirche. Man hatte dort vor kurzem erst die Sturmglocke geläutet, die Kirchthür war noch offen. Er lauschte vorsichtig in die Nacht hinaus, es war alles still, nur die Linden säuselten im Wind, vom Schloßgarten hörte er die Nachtigallen schlagen, als ob sie im Traume schluchzten. Da senkte er betend das stille Brautpaar in die gräßliche Familiengruft und die Fahne darüber, unter der sie noch heut zusammen ausruhn. Dann aber ließ er mit traurigem Herzen sein Pferd frei in die Nacht hinauslaufen, segnete noch einmal die schöne Heimatgegend und wandte sich rasch nach dem Schloß zurück, um seinen bedrängten Kameraden beizustehen; es war ihm, als könnte er nun selbst nicht länger mehr leben.

Auf den ersten Schuß des Grafen aus dem Schloßfenster war das raubgierige Gesindel, das durch umlaufende Gerüchte von Renalds Anschlag wußte, aus allen Schlupfwinkeln hervorgebrochen, er selbst hatte in der offenen Tür des Jägerhauses auf die Antwort gelauert und sprang bei dem Blick im Fenster wie ein Tiger allen voraus,

er war der erste im Schloß. Hier, ohne auf das Treiben der andern zu achten, suchte er mitten zwischen den pfeifenden Kugeln in allen Gemächern, Gängen und Winkeln unermüdlich den Grafen auf. Endlich erblickte er ihn durchs Fenster in der Halle, er hörte ihn drin sprechen, ohne Gabrielen in der Dunkelheit zu bemerken. Der Graf kannte den Schützen wohl, er hatte gut gezielt. Als Renald ihn getroffen taumeln sah, wandte er sich tiefsaufatmend — sein Richteramt war vollbracht.

Wie nach einem schweren, löblichen Tagewerke durchschritt er nun die leeren Säle in der wüsten Einsamkeit zwischen zertrümmerten Tischen und Spiegeln, der Zugwind strich durch alle Zimmer und spielte traurig mit den Fäden der zerrissenen Tapeten.

Als er durchs Fenster blickte, verwunderte er sich über das Gewimmel fremder Menschen im Hofe, die ihm geschäftig dienten wie das Feuer dem Sturm. Ein seltsam Gelüsten funkelte ihn da von den Wänden an aus dem glatten Getäfel, in dem der Fackelschein sich verwirrend spiegelte, als äugelte der Teufel mit ihm. — So war er in den Gartensaal gekommen. Die Tür stand offen, er trat in den Garten hinaus. Da schauerte ihn in der plötzlichen Kühle. Der untergehende Mond weilte noch zweifelnd am dunklen Rand der Wälder, nur manchmal leuchtete der Strom noch herauf, kein Lüftchen ging, und doch rührten sich die Wipfel, und die Alleen und geisterhaften Statuen warfen lange, ungewisse Schatten dazwischen, und die Wasserkünfte spielten und rauschten so wunderbar durch die weite Stille der Nacht. Nun sah er seitwärts auch die Linde und die mondbeglänzte Wiese vor dem Jägerhause; er dachte sich die verlorene Gabriele wieder in der alten unschuldigen Zeit als Kind mit den langen dunkeln Locken, es fiel ihm immer das Lied ein: „Gute Nacht, mein Vater und Mutter, wie auch mein stolzer Bruder“, — es wollte ihm das Herz zerreißen, er sang verwirrt vor sich hin, halb wie im Wahne:

Meine Schwester, die spielt an der Linde. —
Stille Zeit, wie so weit, so weit!
Da spielten so schöne Kinder
Mit ihr in der Einsamkeit.

Von ihren Locken verhangen,
Schließ sie und lachte im Traum,
Und die schönen Kinder sangen
Die ganze Nacht unterm Baum.

Die ganze Nacht hat gelogen,
Sie hat mich so falsch gegrüßt,
Die Engel sind fortgeschliffen,
Und Haus und Garten stehn wüst.

Es zittert die alte Linde
Und klaget der Wind so schwer,
Das macht, das macht die Sünde —
Ich wollt', ich läg' im Meer. —

Die Sonne ist untergegangen
Und der Mond im tiefen Meer,
Es dunkelt schon über dem Lande;
Gute Nacht! seh' dich nimmermehr.

„Wer ist da?“ rief er auf einmal in den Garten hinein. Eine dunkle Gestalt unterschied sich halb fennlich zwischen den wirren Schatten der Bäume; erst hielt er es für eins der Marmorbilder, aber es bewegte sich, er ging rasch darauf los, ein Mann versuchte sich mühsam zu erheben, sank aber immer wieder ins Gras zurück. „Um Gott, Nicolo, du bist's!“ rief Renald erstaunt; „was machst du hier?“ — Der Schloßwart wandte sich mit großer Anstrengung auf die andere Seite, ohne zu antworten.

„Bist du verwundet?“ sagte Renald, besorgt näher tretend, „wahrhaftig, an dich dacht' ich nicht in dieser Nacht. Du warst mir der Liebste immer unter allen, treu, zuverlässig, ohne Falsch; ja, wär' die Welt wie du! Komm nur mit mir, du sollst herrschaftlich leben jetzt im Schloß auf deine alten Tage, ich will dich über alle stellen.“

Nicolo aber stieß ihn zurück: „Rühre mich nicht an, deine Hand raucht noch von Blut.“

„Nun,“ entgegnete Renald finster, „ich meine, ihr solltet mir's alle danken, die wilden Tiere sind verstorben in den wüsten Wäldern, es bekümmert sich niemand um sie, sie müssen sich ihr Futter selber nehmen — bah, und was ist Brot gegen Recht?“

„Recht?“ sagte Nicolo, ihn lange starr ansehend, „um Gottes willen, Renald, ich glaube gar, du wußtest nicht —“

„Was wußt' ich nicht?“ fuhr Renald hastig auf.

„Deine Schwester Gabriele —“

„Wo ist sie?“

Nicolo wies schweigend nach dem Kirchhof; Renald schauderte heimlich zusammen. „Deine Schwester Gabriele“, fuhr der Schloßwart fort, „hielt schon als Kind immer große Stücke auf mich, du weißt es ja; heut' abend nun in der Verwirrung, eh's noch losging, hat sie in ihrer Herzensangst mir alles anvertraut.“

Renald zuckte an allen Gliedern, als hinge in der Luft das Richtschwert über ihm. „Nicolo,“ sagte er drohend, „belüge mich nicht, denn dir, gerade dir glaube ich.“

Der Schloßwart, seine klaffende Brustwunde zeigend, erwiderte: „Ich rede die Wahrheit, so wahr mir Gott helfe, vor dem ich noch in dieser Stunde stehen werde! — Graf Hippolyt hat deine Schwester nicht entführt.“

„Hoho,“ lachte Renald, plötzlich wie aus unsäglicher Todesangst erlöst, „ich sah sie selber in Paris am Fenster in des Grafen Haus.“ „Ganz recht,“ sagte Nicolo, „aus Lieb' ist sie bei Nacht dem Grafen heimlich nachgezogen aus dem Kloster.“

„Nun, siehst du, siehst du wohl? ich wußt's ja doch. Nur weiter, weiter,“ unterbrach ihn Renald; große Schweißtropfen hingen in seinem wildverworrenen Haar.

„Das arme Kind,“ erzählte Nicolo wieder, „sie konnte nicht vom Grafen lassen; um ihm nur immer nahe zu sein, hat sie, verkleidet als Gärtnerbursche, sich verdungen im Palast, wo sie keiner kannte.“

Renald, aufs äußerste gespannt, hatte sich unterdes neben dem Sterbenden, der immer leiser sprach, auf die Knie hingeworfen, beide Hände vor sich auf die Erde gestützt. „Und der Graf,“ sagte er, „der Graf, aber der Graf, was tat der?“ Er lachte, er kitzte sie, nicht wahr?“

„Wie sollt' er's ahnen!“ fuhr der Schloßwart fort; „er lebte wie ein loses Blatt im Sturm von Fest zu Fest. Wie oft stand sie des Abends spät in dem verschneiten Garten vor des Grafen Fenstern, bis er nach Hause kam, wußt, überwacht — er wußte nichts davon bis heute Abend. Da schickt' er mich hinaus, sie aufzusuchen; sie aber hatte sich dem Tode schon geweiht, in seinen Kleidern euch täuschend wollte sie eure Kugeln von seinem Herzen auf ihr eigenes wenden — o jammervoller Anblick — so fand ich beide tot im Felde Arm in Arm — der Graf hat ehrlich sie geliebt bis in den Tod — sie beide sind schuldlos — rein — Gott sei uns allen gnädig!“

Renald war über diese Worte ganz still geworden, er horchte noch immer hin, aber Nicolo schwieg auf ewig, nur die Gründe rauschten dunkel auf, als schauderte der Wald.

Da stürzte auf einmal vom Schloß die Bande siegestrunken über Blumen und Beete daher, sie schrien Vivat und riefen den Renald im Namen der Nation zum Herrn von Dürande aus. Renald, plötzlich sich aufrichtend, blickte wie aus einem Traum in die Runde. Er befahl, sie sollten schleunigst alle Gefellen aus dem Schlosse treiben und keiner bei Lebensstrafe es wieder betreten, bis er sie rief. Er sah so schrecklich aus, sein Haar war grau geworden über Nacht, niemand wagte es, ihm jetzt zu widersprechen. Darauf sahen sie ihn allein rasch und schweigend in das leere Schloß hineingehen, und während sie noch überlegen, was er vorhat und ob sie ihm gehorchen oder dennoch folgen sollen, ruft einer erschrocken aus: „Herr Gott, der rote Hahn ist auf dem Dach!“ und mit Erstaunen sehen sie plötzlich feurige Spitzen bald da, bald dort aus den zerbrochenen Fenstern schlagen und an dem trocknen Sparrwerk hurtig nach dem Dache klettern. Renald, seines Lebens müde, hatte eine brennende Fackel ergriffen und das Haus an allen vier Ecken angestekt. — Jetzt, mitten durch die Loh, die der Zugwind wirbelnd faßte, sahen sie den Schrecklichen eilig nach dem Eckturm schreiten, es war, als schlug Feuer auf, wohin er trat. Dort in dem Turm liegt das Pulver, hieß es auf einmal, und voll Entsetzen stiebt alles über den Schloßberg auseinander. Da tat es gleich darauf einen furchtbaren Blitz, und donnernd stürzte das Schloß hinter ihnen zusammen. Dann wurde alles still; wie eine Opferflamme, schlank, mild und prächtig stieg das Feuer zum gestirnten Himmel auf, die Gründe und Wälder ringsumher erleuchtend — den Renald sah man nimmer wieder.

Das sind die Trümmer des alten Schlosses Dürande, die weinumrankt in schönen Frühlingstagen von den waldigen Bergen schauen. — Du aber hüte dich, das wi de Tier zu wecken in der Brust, daß es nicht plötzlich ausbricht und dich selbst zerreißt.



Ende

Deutsches Land und Leben um das Jahr 1100

Von Gustav Freytag

Die nachfolgenden Zeilen sind den „Bildern aus der deutschen Vergangenheit“ entnommen. Die lebhafteste, klare, flüssige, unübertreffliche Schilderung Freytags veranlaßt hoffentlich manchen Leser des „Werks“, sich in Freytags wundervolle „Bilder“ zu vertiefen. Schriftleitung.

Der wackere Landmann, welcher um das Jahr 1100 von einer Höhe seiner Dorfflur ausschaute, sah im Morgenlicht eine andere Landschaft, als seine Ahnen gekannt hatten. Noch war der Rand des Horizontes von dunklem Waldessaum umzogen, es war damals viel Wald auch in der Ebene, überall Laubgehölz, Weiher und Wasserpiegel auf niedrigen Stellen zwischen dem Ackerboden; aber das Land war in den Ebenen reich bevölkert, die Zahl der Dörfer und der Einzelhöfe wahrscheinlich nicht viel geringer als jetzt, die meisten nicht so menschenreich.

In gerodetem Wald waren neue Hufen ausgemessen und mit Ansiedlern besetzt, in der eigenen Dorfflur war altes Weideland in Ackerboden verwandelt; zwischen Saat und Holz stand am Waldessaum oder auf einem Bergesvorsprung die Kapelle eines Heiligen, in den Dörfern ragten die hölzernen Glockentürme hoch über die Häuser und Ställe, und am Sonntagmorgen läuteten die Glocken über das ganze Land, aus einer Flur über die andere, und zu dem hohen Klang der kleinen Dorfglocken gab in der Ferne das mächtige Summen einer großen Glocke den Grundton.

Denn unten in der Flußniederung ragten Ruppeln und Türme eines Doms inmitten vieler Häuser, die mit starker Mauer umgeben waren. Eine Stadt war gebaut, wo einst der Reiher über das Wiesenland geflogen oder der Hirsch auf dem Wildpfad zur Tränke gelaufen war. Und wieder auf der andern Seite stand gegen das Dorf auf steilem Berggipfel ein gemauerter Turm und ein hohes Haus mit kleinen Fenstern, Eigentum des Grafen und Wohnsitz eines reißigen Dienstmannes, der mit seinen Genossen dort oben wirtschaftete nicht zur Freude des Bauern. Umschanzte Städte und befestigte Häuser der Reissigen erhoben sich jetzt überall auf deutschem Boden, nicht nur an Rhein und Donau, in Schwaben, Franken und Bayern, auch im alten Sachsenland und in den Ostmarken gegen Slawen und Ungarn.

Und die Städte waren in den letzten Jahrhunderten wie über Nacht entstanden, daß man bei vielen nicht zu sagen wußte, wann sie begonnen hatten; der größte Kulturfortschritt vollzog sich leise, im Zwang der Stunde, und die Zeitgenossen, welche daran arbeiteten, wußten wenig, wie unermesslich der Segen war, den sie dadurch ihren Enkeln bereiteten.

Und wer von der Erscheinung zurückblickt auf ihren Grund, der vermag gerade hier die geheimnisvolle Arbeit schöpferischer Kraft wie in einer Werkstatt zu belauschen und ehrfürchtig zu erkennen, wie dem Menschengeschlecht Unglück in Glück und Verderb in den edelsten Fortschritt umgewandelt wird. Es war ein Unglück für die Deutschen, daß die Zahl der freien Landleute sich seit der Völkerwanderung mit reißender Schnelligkeit verringerte, die Zahl der Dienstpflchtigen und Unfreien sich unaufhörlich vermehrte; es war traurig, daß alle Gewalten, welche das Leben der Deutschen regierten, um die Wette dazu beitrugen: die Könige und ihre Beamten, welche zu vornehmen Gebietern des

Volkes geworden waren, die christliche Kirche und ihre Bildung, welche den Vornehmen stärker vom Volke schied, nicht weniger endlich das geprägte Silber und Gold, welches Reiche erhob und Arme niederdrückte.

Aber durch dieselben Gewalten wurde auch der Fortschritt gewonnen, auf einem Umwege, doch darum nicht minder glorreich. Zuerst half eine alte Vorschrift der Kirche, aus romanischen Ländern nach Deutschland gebracht, daß Bistümer nur in Städten angelegt werden sollten. Wo der Dom eines Bistums sich auf deutschem Grunde erhob, da mußte die Umgebung mit Menschen gefüllt und gegen die Landschaft abgeschlossen werden. Der Bischof oder Reichsabt zog an seinen Herrnsitz seine große Familie von kunstfertigen Unfreien; der Heilige, dessen Gebeine in der Kirche Wunder taten, sammelte an seinen Festtagen große Mengen Volkes in dem Stadtraume; auf den freien Plätzen erhoben sich die Buden der Kaufleute; sehr früh erwarben die geistlichen Herren für die Waren, die zu der großen Messe geführt wurden, auf der Straße des Königs Schutz- und Zollfreiheit. Die Landschaft gewöhnte sich, in des Bischofs oder Abtes Stadt zu pilgern, in regem Marktgewühl zu handeln. Sumal wo Deutsche gegen Slawen, Awaren und Ungarn kämpften, auf dem eroberten Grenzgebiet an der Elbe und Donau, erwiesen sich die Kirche des Heiligen und die Stadtmauer als das einzige Mittel, die Umgegend dauernd zu behaupten. So wurden Bremen, Hamburg, Lübeck, Naumburg, Zeitz, Quedlinburg, Halberstadt, Hildesheim, Fulda, Bamberg, Salzburg und viele andere Städte heraufgebracht.

Dasselbe geschah, wo ein König oder großer Landesherren auf seinem Wirtschaftshof einen Palast, „die Pfalz“, oder auf gefährdetem Boden eine größere Burg gebaut hatte; auch solche Orte erhielten schnell weiten Umfang, denn dorthin forderte der Gebieter sein Heer und die Gewaltigen seines Reichs. Herren und Mannschaft kamen mit großem Troß und suchten außer dem Obdach auch die Genüsse, welche die Zeit bot, sie kauften Waren, sahen Neuigkeiten, welche ausgestellt wurden, und lachten über die Possen des wandernden Spielmanns, der mit seiner Harfe und seiner Bande herzugeeilt war. An solchen Plätzen entstanden Aachen, Frankfurt, Ulm, Nürnberg, Goslar, Braunschweig, Magdeburg, Merseburg, Meissen.

Seitdem im neunten Jahrhundert die Normannen von der See, die Ungarn im Süden räuberisch das offene Land durchzogen, vergaßen die Deutschen in der Not der Stunde überall die alte Abneigung gegen ummauerte Wohnsitze. Herrenhöfe und Häuser der Dienstmänner, Abteien und größere Dörfer wurden befestigt, in vielen erwuchs das städtische Leben. Was von neuen Städten um 1100 zwischen Rhein und Elbe, zwischen Nordsee und Donau lag, war freilich einer modernen Hauptstadt sehr unähnlich. Noch schloß der umfriedete Raum Ackerbeete und Gärten ein, die Mehrzahl der Einwohner waren Landbauer, welche ihre Gepanne aus der Stadt auf die Außenäcker führten, das Ganze zunächst eine große Dorfanlage um Kirche, Bischofs- oder Palast. Wie auf dem Dorfe galt dort das Hofrecht des Bischofs oder Königs, denn die Bürger waren Dienstpflchtige und Unfreie, unfrei vor andern fast alle Handwerker. Dazwischen saßen aber auch Freie einzeln oder in

größerer Zahl, Kaufleute, Landbesitzer der Umgegend oder fromme Anhänger der Kirche, außerdem reisige Dienstmännern ihres Herrn. Aber Freie und Unfreie waren vor fremder Gewalttat gesichert, sie standen im Schutz eines mächtigen Herrn, der mild über ihnen waltete und unter den eng Zusammenlebenden bessere Ordnung zu halten vermochte. Und sie hatten Gelegenheit zu Verdienst, wie ihn das offene Land nicht bot. Tagesverkehr und gemeinsamer Vorteil milderten sehr bald den Gegensatz zwischen Freien und Unfreien. Denn der freie Kaufmann entnahm von dem hörigen Handwerker die Waren, Metallarbeit und wollene Gewebe, und vertrieb sie mit seinen bewaffneten Knappen im Lande. Handwerk, Handel und Geldverkehr traten in enge Verbindung und gewannen dadurch einen plötzlichen Aufschwung. Der Segen der Arbeit und ihre Leben schaffende Kraft wurden dem Volke deutlich.

Wer um 1100 von Köln nach Hamburg, von Augsburg nach Nürnberg reiste, der kümmerte sich gar nicht darum, daß die eine Stadt um ein Jahrtausend älter war als die andere, daß in Köln die Gemahlin des Germanicus am Tor harnte und die Legionen begrüßte, den Knaben Caligula an der Hand, und daß in Augsburg ein Sohn des Augustus, von Viktoren umgeben, auf dem Marktplatz saß, während über dem Grunde von Hamburg und Nürnberg das Baumlaub rauschte und die Eichel hinabfiel, welche als alter Urbaum bei der Stadtgründung gefällt werden sollte. Aber man merkte damals doch einen Unterschied in Aussehen, Kraft und Wohlstand zwischen den alten Römerstädten auf deutschem Boden und den neu gewordenen. Utrecht, Mainz, Köln, Trier, Regensburg, Worms, Speier und Augsburg waren die altberühmten Städte des Reichs, Sitze großer Bischöfe und alter Kaiserpfalzen; zwischen den großen Kirchen und geschwärzten Römertürmen und neben den Dienstleuten der Bischöfe hatte sich dort eine größere Anzahl Freier angesiedelt; Köln war um 1100 bereits eine große Handelsstadt, Utrecht ein Mittelpunkt der flamländischen Wollenindustrie; die Zahl der steinernen Gebäude war größer, die Stadtmauer wahrscheinlich höher und besser mit Türmen und Außenwerken geschützt, das Selbstgefühl der Bürger fester, auch ihre Freiheiten besser und ihre Vornehmen stolzer. Aber obgleich sie noch im Vordergrund deutschen Städtelebens standen, zu groß darf man sich den Abstand der alten und neuen Städte nicht denken, denn gerade bei mehreren neuen war die Entwicklung wunderbar schnell und kräftig gewesen.

Denn groß wurde der Zudrang vom Lande nach der Stadt. Der alte Wandertrieb regte sich wieder kräftig. Dieselben Zustände der Dorfflur, welche in der Urzeit die Auswandererscharen nach dem Süden getrieben hatten, dauerten fort, jene alte eisenfeste Einfügung des einzelnen in das Wirtschaftssystem seines Dorfes. Und dazu war neues größeres Leiden gekommen, die Dienstbarkeit unter einem Herrn. Raum waren die Sachsenkriege beendet und die wüste Unordnung der letzten Karolingerzeit überstanden, so wurde wieder in den Dörfern die Überfüllung fühlbar. Neue Rodungen und Verminderung des Weidgrundes halfen nur auf kurze Zeit. Wer nicht aussichtslos fortleben wollte in der alten Hütte und nicht einen Teil seiner Erträge an andere abgeben, der blickte jetzt sehnstchtig nach den Baumstämmen oder den Steinen, welche die nächste Stadt einschlossen. Im zehnten und elften Jahrhundert begann durch ganz Deutschland eine neue Kolonisation

im Inlande, mächtig und unwiderstehlich, das Landvolf drängte in die Städte. Mit märchenhafter Schnelligkeit füllten sich die neugegründeten Orte, bei manchen mußte wenige Jahre nach der Anlage die Stadtmauer erweitert werden, an viele schloß sich von außen Neustadt und Vorstadt. Der Grundherr hatte dabei den größten Vorteil: sein Ackerland wurde in Baustellen verwertet, wenn er die Häuser baute, und wenn er die Plätze gegen Zins den Einwanderern überließ, wurde seine Bodenrente aufs höchste gesteigert. Und der Arbeiter fand für jede Art von Tätigkeit, zu der er geschickt war, höheren Lohn, besseres Leben und größere Freiheit. Auch der unfreie Landmann, der anderem Herrn gehörte, suchte Gelegenheit sich loszukaufen oder dem Bischof verkauft zu werden, oder er entsloß in die Mauern, wo er gebraucht und gern aufgenommen wurde. Je teurer der Stadtgrund wurde, desto enger schlossen sich die Häuser in der Mauer zusammen; groß war unter den Einwohnern der Eifer für den Vorteil ihrer Stadt; die Mauern zu verteidigen gegen den drohenden Feind, oder für den Vorteil des Stadtherrn ins Feld zu ziehen, wurde auch dem Unfreien Pflicht und Ehre, ein männlicher, kriegerischer Geist und ein schönes Freiheitsgefühl lebten in der neuen Stadt auf.

Nicht lange, und den Bürgern wurde das Herrenrecht ihres Bischofs oder Herzogs lästig und der Vogt feindselig, den der Grundherr ihnen gesetzt. Als unter Kaiser Heinrich IV. die Mehrzahl der Bischöfe und des hohen Adels gegen die kaiserliche Gewalt in Waffen trat, da fuhr es wie ein Wetterschlag durch die deutschen Städte, überall erhoben sich die Bürger gegen ihre Grundherren und stellten sich auf die Seite ihres Kaisers und des Reiches. Bereits zweihundert, ja hundert Jahre, nachdem die Städte des innern Deutschlands gegründet waren, rührten sie sich als starke, politische Macht, sie bildeten ein neues Fußvolf, welches gegen die Vasallenreiterei der Edeln kämpfte. Und die Frankenkaiser wußten wohl den Wert dieses neuen Bundesgenossen zu schätzen, sie minderten den Druck der Grundherrschaft, gaben den Unfreien in einzelnen Städten das Recht, ihr Einkommen auf die Kinder zu vererben, sie wehrten dem Grundherrn, dem sein Höriger in die Stadt entwichen war, die schonungslose Rückforderung. Schon im zwölften Jahrhundert wurde Stadtrecht, daß kein Unfreier, der Jahr und Tag ohne Forderung des Herrn in der Stadt gelebt habe, zurückgeboten werden dürfe, und der große Satz kam in das deutsche Leben, daß die Lust der Stadt frei mache.

So vollzog sich die gewaltige Wandlung. Aus dem lockern Zusammenhang freier Landgemeinden war das deutsche Königtum aufgestiegen. Der Heerkönig hatte eine Aristokratie seiner Beamten, der Herzöge, Grafen und der Bischöfe geschaffen, durch die weltlichen Würden war das Reich verwaltet und die äußern Feinde abgewehrt, durch die geistlichen Würden war Christentum und neue Lehre dem Volke verkündet. Beide, Bischöfe und weltliche Beamte, waren zu großen Vasallen geworden und hatten den Stamm der Freien herabgedrückt, die Volkskraft vermindert. Beide waren dadurch so hoch gewachsen, daß sie dem Kaiser und Reich nicht mehr dienen wollten. Als nun die geistlichen Herren ihre weltliche Macht im Dienste des römischen Bischofs gegen den gemeinen Nutzen verwandten, und als die herrschlustigen Fürsten ihr Hausinteresse über das des Reiches stellten, als so die Bildungen der ersten Königszeit, die einst das Reich gegründet hatten, das-

selbe in Gefahr setzten zu zerfallen: da brachte ein neuer Teil der Volkskraft, der in dieser Zeit herausgewachsen war, dem Reiche Hilfe und Rettung, die Städte und ihre Bürger.

Und die Männer, denen die Wiedergeburt deutschen Lebens zu verdanken ist, waren in der großen Mehrzahl

gerade die Unfreien, die Gedrückten und Sequälten der alten Königszeit. Die Freiheit, welche sie auf der Aldersholle zur Zeit der Merowinger und Karls des Großen verloren hatten, gewannen sie unter den Frankenkaisern und Hohenstaufen in den Städten wieder, eine bessere Freiheit, sie selbst als die Vorkämpfer einer neuen Kultur.

Theater, Kunst und Wissenschaft an Rhein und Ruhr

(Kurze Rückschau)

Düsseldorf. Im Stadttheater gelangte — leider erst lange nach dem Weihnachtsfest — „Die Ewige Weihnacht“ von Paul Alverdes und A. Happ zur Erstaufführung. Das Werk ist eine gefühlsmäßig vertiefte, von innen heraus erfasste Neubelebung des alten volkstümlichen deutschen Weihnachtspiels. Der Wert des Stückes, das unmittelbar zu den Herzen der Hörer spricht und eine zeitlose ethische Tendenz unabhängig von seinem Stoff besitzt, rechtfertigt die Darbietung auch außerhalb der eigentlichen Weihnachtszeit, aber richtiger wäre es doch wohl gewesen, wenn das Spiel rechtzeitig d. h. in den Weihnachtstagen aufgeführt worden wäre. Die Darstellung unter der feinnervigen Leitung von Oberregisseur Joseph Münch, der sich immer mehr als ein Künstler von ungewöhnlicher Intensität erweist, trug wesentlich zum starken Erfolg bei. Bühnenbild, Bewegungs- und Sprachrhythmus einten sich zu schönster Harmonie eines eindringlichen seelischen Erlebnisses. Ausgezeichnete Einzelleistungen boten vor allem Hilde Melih (Maria), Artur Malkowsky (Joseph) und Hedwig Benkert (Magd).

Ein ungewöhnlicher künstlerischer Erfolg war der Neu-Inszenierung von Schillers „Maria Stuart“ beschieden. Sehr mit Recht, denn Oberregisseur Joseph Münch verstand es meisterhaft, uns das klassische Drama menschlicher und politischer Leidenschaften innerlich nahe zu bringen. Innerhalb strengliniger, durch Farbe und Beleuchtung sehr reizvoller Bühnenbilder von Georg Hader stimmte Münch, der selbst einen vorbildlichen Leicester spielte, Dynamik und Rhythmus von Darstellung und Sprachbehandlung wunderbar fein ab. Aus dem Ensemble der Mitwirkenden, das seinem Führer mit sichtlicher Begeisterung folgte, seien mit besonders eindringlichen Leistungen hervorgehoben: Hilde Melih (Maria), Dina Jähnert (Elisabeth), F. Rémond (Mortimer), A. Malkowsky (Talbot).

Eine lebenswürdige Darbietung von vier Stücken aus A. Schnitzlers Zyklus „Anatol“ unter der feinsühligen Regie Ab. Dells erwies gleichfalls die erstaunlich rasche Aufwärtsentwicklung des städtischen Schauspiels. Als Anatol bot Heinrich Kamnitzer eine hochwertige künstlerische Leistung, an der noch besonders anerkannt werden muß, daß Kamnitzer nicht versuchte, das seinem Wesen fremde Wienertum zu markieren, sondern natürlich blieb. Auch Delli (Max), Elise Wundke und Hilde Melih waren mit ausgezeichneten Typen vertreten. Von A. Ammon (Cora) läßt sich das nicht behaupten.

Die Oper brachte eine lebenswürdige Neu-Inszenierung von Humperdinks entzückendem musikalischen Märchen „Hänsel und Gretel“. Sowohl im Szenischen — Regie Gustav Waschow — und Musikalischen — Kapellmeister Wegelsberger — wie in den farbig reizvollen Bühnenbildern (Th. Schlonski) wurde der Märchencharakter des Werkes überzeugend getroffen.

Das Musikleben unserer Stadt und darüber hinaus des ganzen Rheinlandes hat einen schweren Verlust erlitten durch den Tod des Generalmusikdirektors Professor Karl Panzner. Mit ihm ist eine stets vorwärts und aufwärts drängende künstlerische Persönlichkeit allzu früh in das Schattenland gegangen. Am 2. März 1886 in Teplitz geboren, studierte Panzner am Dresdener Konservatorium Musik. Seine erfolgreiche Dirigentenlaufbahn begann er am Stadttheater in Rottbus (1887), von wo er über Sondershausen, Elberfeld-Barmen und Bremen an die Leipziger Oper kam. Hier erwarb er sich einen bedeutenden Ruf, vor allem als Interpret Wagner'scher Musikdramen, die er als erster strichlos aufführte. Als ihn Bremen zum Leiter seiner philharmonischen Konzerte berief, verließ Panzner das Theater, zu dem ihn sein Temperament zog, schweren Herzens, um hinfort nur noch vereinzelt Gastspiele als Operndirigent zu geben. 1900 kam Panzner nach Düsseldorf. Hier bahnte seine energisch zupackende, hinreißende, stets feinsühlige Künstlerart in 24jähriger hingebender Schaffenskraft eine neue Epoche musikalischer Entwicklung an. Sein Wirken sichert ihm ein bleibendes, dankbares Gedenken.

Das sechste Konzert des Städtischen Musikvereins wurde von dem jetzt in München tätigen bekannten Dirigenten und Komponisten Siegmund v. Hausegger geleitet, der freilich überzeugende künstlerische Eindrücke diesmal weder in der einen noch in der andern Eigenschaft vermitteln konnte. Seine merkwürdig schwerfällige, der romantischen Wesensart der unergänglichen Musik in keiner Weise gerecht werdende Ausdeutung der — im Konzerthall übrigen verfehlten — Freischütz-Ouvertüre (Weber) mutete hart und kalt an. Wärme ließ auch die Wiedergabe von Schuberts 7. Sinfonie (C-Dur) schmerzhaft vermissen. Eine saubere Arbeit sind Hauseggers sinfonische Variationen über ein Kinderlied für Orchester. Doch erscheint es zum mindesten seltsam, so große Ausdrucksmittel auf ein Thema zu verwenden, das nach einer kleinen musikalischen Form geradezu schreit. Das Orchester folgte den Intentionen des Komponisten sicher und eindringlich. Theo A. Sprüngli.

Essen. Das Essener Schauspielhaus hat in der diesjährigen Spielzeit manche gute Leistung hervorgebracht, es gab Aufführungen von großer Geschlossenheit des Innern und der äußern Form. Auch der Spielplan des Stadttheaters wies eine größere Mannigfaltigkeit auf als in früheren Jahren. Vor kurzem brachte man Weismantels „Totentanz“ unter Hans Weitags hervorragender Spielleitung. Die Stillebühne Carl Wilds gab dem Stück den Charakter eines Weibspiels, dessen Eindruck noch dadurch erhöht wurde, daß der Theaterzettel die Namen der Spieler nicht angab. Das Ganze ergriff mit Macht die Zuhörer, die nach dem letzten Bilde das Haus in stummer Ergriffenheit verließen. — i —

Mülheim a. d. Ruhr. Volkshochschule und Goethe-Gesellschaft haben in dankbar anerkannter Weise dafür gesorgt, daß die Musikfreunde Mülheims in diesem Winter einige bedeutende musikalische Genüsse hatten. Sie ermöglichten fünf Kammermusikabende des Duisburger Grevesmühl-Quartetts, von denen die drei ersten, der klassischen, der romantischen und der modernen Kunst gewidmet, gezeigt haben, daß hier reges Interesse für wertvolle musikalische Aufführungen besteht und daß dem städtischen Konzertleben eine gute Entwicklung vorausgesagt werden darf. Das bedeutendste Ereignis der laufenden Konzertzeit war ein Kammermusikabend des Wiener Rosé-Quartetts, das Werke von Haydn, Mozart und Beethoven in wunderbar abgeklärter, unübertrefflicher Wiedergabe vorführte. — h. —

Bochum. In den vergangenen Wochen blieb das Theater ein wenig im Hintergrund. Der Januar brachte uns noch die „Zauberflöte“ in einer sehr guten Aufführung; die Bühnenbilder von J. Schröder betonten glücklich sowohl den mystisch-kultischen wie den freudig-heiteren Charakter dieses Mozartwerkes; hervor ragten Robert von der Linde (Sarastro) und Gertrud Stemmann (Pamina). Etwas Neues gab das Schauspiel mit Shakespeares „Viel Lärm um Nichts“: Dr. S. Schmidt benutzte die Drehbühne, mit deren Hilfe die 19 Bilder, nur von einer Pause unterbrochen, in flottem Tempo vorüberzogen; Szenenwechsel geschah bei offenem Vorhang unter begleitender Musik von Emil Peeters; sehr geschickt gemacht das Erlöschen eines Bildes, das Aufleuchten des nächsten. Wie man im Technischen beinahe das Kino streifte, so war auch manches andere übertrieben, etwa die Gerichtszene oder die Benedikt-Beatrice-Handlung (Willi Busch — Maria Krahn), ohne daß es aber diesen köstlichen Lustspielton gestört hätte. Walthers Rottenkamp war der würdigste Leonato, Janns König wahrer Fürst, G. Meinedes Don Juan fast unheimlich erstarrte Marionette. — Den edlen Wettbewerb von Theater und Musik im Kunstleben der Stadt zu steigern, wächst Rudolf Schulz-Dornburg immer deutlicher heran; die wichtigsten Ereignisse im Musikleben bedeuten seine Sinfonie-Konzerte. Vielleicht wagt man andernorts mehr (etwa in Dortmund am 3. Februar mit G. Mahlers III. Sinfonie unter W. Sieben), aber was immer Schulz-Dornburg uns bringt, das beherrscht er auch vollkommen. Er holt uns eine „Sinfonie“ aus der Zeit des Entstehens dieser Gattung hervor (von Polaci, 1745), und sie wird uns lebendig in ihrer keuschen Reinheit, die an die Frührenaissance gemahnt. Weniger in den engen

Parthausaal paßte Richard 'Strauß' Tondichtung „Also sprach Zarathustra“; die barocken Bilder, aus denen sich das sinnliche schöne Tanzlied hebt, rasen ohne wesentliche Nuancen heftig vorbei. Im 5. Sinfonie-Konzert (12. Februar) zeigte ein Konzert für Violine von Julius Weismann, wie aus dem technischen Können (das wir vorher bei einer Brahms-Sinfonie bewunderten) ein Lebensrhythmus hervorbricht und siegt. Allerdings war hier Georg Kulenkampff-Post (Berlin) ein herrlicher Interpret; wir denken noch an die Solostelle im ersten Satz, die in reinstes Sternenläuten ausklingt. — Die Impression eines tollen Durcheinander, Rauschen und Wogen im Maskengewimmel, malte Friedrich Smetana in einer sinfonischen Dichtung „Prager Karneval“, vom Orchester flott und frisch gegeben, eine deutsche Erstaufführung zum 100. Geburtstag des Komponisten. — Sehr stilvoll sind die Kammermusik-Veranstaltungen, da Schulz-Dornburg mit seinem kleinen Kreis zusammensteht. Am 17. Februar ließen sie Rudi Stephan und Josef Krenel hören: Musik, die nichts als Musik sein will, deren Rhythmus zwingend ist, die man hinnimmt, ohne eine „Idee“ zu vermischen, und da man fast vergißt, wieviel hier Suchen ist und unorganisch nebeneinander steht. (Ist etwa bei Stephan der stete Wechsel zwischen gedämpftem und vollem Spiel von innerer Notwendigkeit?) Dazwischen sang Maria Schäfer rein zwei Marienlegenden Joseph Meßners, die stark sind in ihrer (raffiniert?) einfachen Technik. — Das Havemann-Quartett kam mit einem Romantischen Abend, in dem der Erromantiker Schubert (Streichquartett D-moll, op. posth.) den Gipfel bildete nach Schumann und Brahms. —

Wenn man mit einer Ausstellung „Weimarer Bauhauskunst“ und einem Vortrag über „Konstruktive Kunst“ eine jedem Esoterischen ferne Kunstauffassung propagiert — ist es dann nicht inkonsequent, diese Dinge nur einem kleinen geladenen Kreise zugänglich zu machen? — Von der Literarischen Gesellschaft hoffen wir, daß sie in Zukunft wieder lebendiger heraustritt. Die Eröffnung wurde nach langem Schweigen mit einem Binding-Abend gemacht (18. Februar), der noch intimen Charakter trug. Dem trug der Dichter Rechnung. R. G. Binding las zwei Erzählungen und einige Gedichte aus dem Band „Tage“. Die Erzählung „Das Fest“ zeigte wohl am schärfsten, was er zu den Gedichten sagte: sie sollten nicht „verstanden“ werden, ebenso wenig wie man Blume, Baum und Meer „versteht“. Einem Phänomen nahe sein („Ein Kind“) oder zu fabulieren wie in einem Märchenraum („Das Fest“) — darauf kommt es an. So waren die Gedichte aufstauende Bilder, etwa das köstlich-keusche „Junges Mädchen“, das wuchtige „Gipfel“, das dunkle „Nacht“, das tiefglühende „Orpheus“ — Impressionen und dennoch undefinierbar mehr. —

Von Interesse für das Bochumer Kunstleben dürfte die Nachricht sein, daß sich die Kunsthandlung Hengstenberg mit Brüggmann und Vedder, Dortmund, an den Verlag G. D. Baedeker, Essen, angeschlossen hat zur „Ruhland-G. m. b. H.“. Es werden literarische Abende bei Hengstenberg folgen — eine seit langem fühlbare Lücke wird damit gefüllt; zugleich greift der Ruhlandkreis von Essen aus weiter und trägt das seine dazu bei, die Städte des Industriegebiets in immer engere Verbindung zu bringen.

Richard Kraushaar.

Unsere Kunstbeilage, eine Original-Steinzeichnung von Richard Schwarzkopf, bringt das „Frühlingshoffen“ der Menschen zum Ausdruck. Auf seinem Stückchen Land pflanzt ein Arbeiter mit Hilfe seiner Frau ein Obstbäumchen, während das Kind, die Hoffnung der Eltern, spielend am Boden sitzt. Der Frühling — nach langen, bangen, dunkeln Wintertagen — weckt in aller Herzen neues Hoffen, regt zu neuen Plänen und Taten an, schafft neue Kräfte. Ganz besonders innig wird das Gefühl des Menschen zur erwachenden, wiederauflebenden Natur, die ihm verspricht, den Samen, den er im Schoß der Erde birgt, vielfältig in reicher Ernte als reife Frucht zurückzugeben. Und so haben auch diese drei Menschen auf unserer Wille — eine glückliche Arbeiterfamilie — sich der Hoffungsstimmung des Frühlings hingegeben und pflanzen das Bäumchen, das, wie sie hoffen, ihnen noch in Jahren immer wieder Früchte schenken wird, den Eltern und Kindern, vielleicht gar noch als stattlicher Baum den Kindeskindern. — Abgesehen, um eine praktische Lehre anzuknüpfen: Obstbäume können sowohl im Frühjahr wie im Herbst eingepflanzt werden. Die Frühjahrspflanzung hat den großen Vorteil voraus, daß die Pflanzgrube, sofern man sie bereits im Herbst ausgehoben hat, während des Winters vollkommen durchfrieren konnte, wodurch die Erde gelockert wird. Ob die Pflanzung im Herbst oder im Frühjahr am besten vorzunehmen ist, richtet sich in der Hauptsache nach den Boden- und Witterungsverhältnissen. Pfirsich- und Aprikosenbäume sind überhaupt nur im Frühjahr zu pflanzen. Sehr wichtig ist, daß jeder Baum vor dem Pflanzen an den Wurzeln beschnitten werden muß, daß etwa durch die Überwinterung oder den Versand eingetrocknete Äste vor dem Einpflanzen mit Stamm und Wurzeln 24 Stunden lang in Wasser zu legen sind und daß jedenfalls die Baumgruben mehrere Wochen vor der Pflanzung ausgehoben werden müssen, damit der Boden sich zersetzen kann. Zu wünschen ist, daß recht viele Gartenbesitzer Obstbäume anpflanzen; wir können in Deutschland noch sehr viel Obst gebrauchen und können einen großen Teil davon selbst erzeugen. Und was für eine Freude, wenn solch ein selbstgepflanzter und gepflegter Baum zum erstenmal und später immer reichlichere Früchte trägt und die Hoffnungen erfüllt, die man auf ihn gesetzt hat. Drum „gehet hin und tuet das gleiche“ wie die glückliche Familie auf unserer Kunstbeilage: Pflanzt Obstbäume!

Kants 200. Geburtstag. Die Ankündigungen von Kantfeiern in aller Welt zeigen heute schon, daß die Veranstaltungen den Charakter von umfassenden Kulturkundgebungen tragen werden. Nicht nur alle deutschen Universitäten, viele deutsche Städte und selbst Dörfer werden Kant feiern, auch in fast allen andern Ländern der Welt, selbst in Japan und China, wird der 22. April 1924 dem Andenken Kants gewidmet sein. An der Spitze aller Veranstaltungen stehen naturgemäß die Feierlichkeiten in Königsberg, der Geburtsstadt Kants. Die Kantgesellschaft, bekanntlich die größte und ausgebreitetste philosophische Organisation der Erde, die ihren Sitz in Halle a. S. hat (der greise Philosph

Hans Vaihinger, der Schöpfer der Philosophie des „Als Ob“, ist der Gründer der Kantgesellschaft; er hat seinen Wohnsitz in Halle), ist von Rektor und Senat der Universität Königsberg sowie von der Stadt Königsberg gebeten worden, die Hauptversammlung 1924 statt in Halle in der Geburtsstadt Kants in Verbindung mit der Königsberger Feier abzuhalten. Die Tagung wird Oster Sonntag (20. April) in der Aula der Universität beginnen. Der Tagung der Kantgesellschaft schließen sich vom 21. bis 23. April die Festlichkeiten der Universität und der Stadt Königsberg im Dom (Festrede von Professor Adolf v. Harnack), im Rathaus, in der Stadthalle und im Stadttheater (Begrüßungsansprache des Rektors der Universität und Aufführung von Beethovens „Fidelio“) sowie die übrigen Gedenkfeste an. Bei diesem Jubiläum wird das von Grund aus umgebaute Kant-Grabmal eingeweiht werden. Die Universität Berlin wird ihre Kantfeier am 22. April abhalten. Umfassende Festlichkeiten plant die Universität Halle; die Festrede hält Prof. Paul Menzer. Die bedeutendste Kantfeier in Holland veranstaltet die Universität Amsterdam gemeinschaftlich mit der Landesgruppe Holland der Kantgesellschaft. Das japanische Kultusministerium will, daß Kants Geburtstag auch in Japan in großzügiger Weise gefeiert wird. Es hat dafür Sorge getragen, daß in sämtlichen japanischen Universitäten Kantfeiern veranstaltet werden. Kants 200. Geburtstag wird auch die Veranlassung dazu geben, daß in Japan eine Landesgruppe der Kantgesellschaft gegründet wird. In Bulgarien wird die Hauptfeier von der Universität Sofia abgehalten. Die Festrede hält Professor Slavi Tschauschowa, Sofia. In Rumänien, wo das Studium Kants von jeher in besonderer Blüte stand, werden zahlreiche Kantfeiern stattfinden. Die beiden Universitäten Bukarest und Jassy planen Feiern, die nicht weniger als acht Tage dauern sollen. In der Schweiz, in Österreich, in der Tschechoslowakei, in England und in Amerika werden zahlreiche Kantfeiern von den Universitäten und den Landes- und Ortsgruppen der Kantgesellschaft vorbereitet. Wie das Auswärtige Amt mitteilt, rüstet auch Peking zu einer großen Kantfeier, die unter der Leitung des bekannten Pfarrers Dr. Richard Wilhelm steht. Auch die Universität Jerusalem bereitet eine große Kantfeier vor. Aus Anlaß des Geburtstags erscheint auch die erste Übersetzung eines Wertes von Kant in hebräischer Sprache, der „Kritik der reinen Vernunft“. Die Deutsche Friedensgesellschaft bereitet große Kantfeiern in etwa zwanzig deutschen Städten vor; die Rede in Berlin wird Prof. Quippe halten. Unübersehbar ist die Menge der Bücher, die 1924 über Kant erscheinen werden oder schon erschienen sind. Das relativ wichtigste Buch ist das große Werk von Prof. Eugen Kühnemann. Neue Kantübersetzungen werden erscheinen in ungarischer und in japanischer Sprache. Das Bedeutendste, was der Öffentlichkeit von Kants 200. Geburtstag übergeben wird, ist die Veröffentlichung der erst kürzlich aufgefundenen „Vorlesung Kants über Ethik“ aus dem Jahre 1780/81. Diese hochbedeutende Vorlesung bringt neue und glückliche Formulierungen und schließt mit bis jetzt unbekannt gewesenen pädagogischen Gesichtspunkten. Die Herausgabe liegt in der Hand von Professor Menzer, Halle.

Der Sternhimmel Mitte März 1924. Um die Zeit des Frühlingsanfangs finden wir gegen 10 Uhr abends die prächtigen Wintersternbilder sämtlich am westlichen Himmel wieder. Großer Hund, Orion und Stier neigen sich bereits dem Horizont zu, während Kleiner Hund, Zwillinge und Fuhrmann in den Frühlingsmonaten noch länger zu sehen sind. Kapella im Fuhrmann gehört zu den Zirkumpolarsternen, geht also in unseren Breiten überhaupt nicht unter. Dagegen verschwindet Sirius bereits um $1\frac{1}{2}$ 12 Uhr abends, Stier und Orion sind etwa eine Stunde später unter den Horizont herabgesunken. Am Süd- und Osthimmel funkeln nur drei Sterne erster Größe. Genau im Süden leuchtet der prächtige Regulus im Bilde des Großen Löwen, im Südosten Spica in der Jungfrau, die Deichsel des Wagens weist schließlich auf den rötlichen Arkturus im Bootes hin. Der Große Bär ist hoch am Nordosthimmel emporz

zu den größten Erfolgen der Astronomie, beweist sie doch die Einheit und Gesetzmäßigkeit der Sternbewegungen in unserem Milchstraßensystem. Nordöstlich vom Bootes stoßen wir auf das charakteristische halbkreisförmige Sternbild der Nördlichen Krone, während tiefer gegen den Horizont hin das große Bild des Herkules mit zahlreichen Sternen dritter Größe leicht gefunden werden kann. Im Herkules steht einer der prächtigsten kugelförmigen Sternhaufen des ganzen Firmaments. Der Herkuleshaufen wird von etwa dreitausend Sonnen gebildet, die sich nach der Mitte zu immer mehr zusammenendrängen und im Mittelpunkt schließlich auch auf der photographischen Platte nicht mehr getrennt erscheinen. Die Anzahl der Kugelhaufen beträgt nur 88. Sie meiden merkwürdigerweise die Milchstraße selbst, erreichen aber gleich an den Rändern des Systems ein Maximum der Häufigkeit; weiter entfernt von der Milchstraße



Der Sternhimmel am 20. März (Frühlingsanfang) abends 10 Uhr

geklüftet und nähert sich dem Scheitelpunkt. Mit den Bärensternen hat es eine besondere Bewandnis. Sie bewegen sich nämlich mit Ausnahme des äußersten Deichselsternes und des rechten oberen Objekts im Wagen in einer gemeinsamen Trift und fliegen auf die Gegend zwischen Schwan und Leier zu. Vermutlich laufen auch unsere Sonne sowie die hellen Sterne Kapella, Beteigeuze, Wega, Altair, Theta im Großen Bären, Antares und Aldebaran in der gleichen Trift, so daß wir es hier mit einer Sterngruppe etwa nach Art der Plejaden zu tun hätten. Es würde hier zu weit führen, auf die Eigenbewegungen der Fixsterne näher einzugehen, vielleicht sei aber erwähnt, daß sich in unserem Fixsternsystem anscheinend zwei Sternströme einander entgegengesetzt bewegen, wahrscheinlich in Kreislinien. Den Bärenstrom erwähnte ich schon. Der zweite Sternstrom, in dem die Hyaden fliegen, scheint gegen den Orion auf die Beteigeuze hin zu fliegen. Die Entdeckung der Sternstraßen gehört

werden sie nicht mehr angetroffen. Die Kugelsternhaufen sind also der Milchstraße gleichsam vorgelagert, etwa wie die japanischen Inseln dem asiatischen Kontinent. Ganz ungeheuer ist nach den neuesten Forschungsergebnissen die Entfernung der Objekte. Sie schwankt zwischen 11 000 und 220 000 Lichtjahren. Die durchschnittliche Geschwindigkeit beträgt nicht weniger als 150 km in der Stunde, während die mittlere Sternengeschwindigkeit bei etwa 14 km liegt. Dabei haben die Kugelhaufen die Tendenz, sich unseren Weltentfernungen zu nähern. Über die physikalischen Gesetze, die in einem Sternhaufen Gültigkeit haben und über die Bewegungen der einzelnen Sterne weiß man naturgemäß noch nicht viel. In einigen Fällen glauben die Astronomen Eigenbewegungen von 3000 km in der Sekunde festgestellt zu haben. Die Sternlichte in Messier 3, dem am besten vermessenen Sternhaufen, übertrifft 700 000 mal die der Milchstraße nahe der Sonne, seine hellsten



BACH IM FRÜHLING

RADIERUNG VON HEINRICH OTTO · VERLAG A. BAGEL A.-G., DUSSELDORF

Sterne leuchten 2000 mal stärker als unsere Sonne. Welch unvorstellbar gewaltigen Kräfte müssen am Werke sein, um jene Riesenanhäufungen von Weltenbaustoff mit solcher Geschwindigkeit durch den Raum schießen zu können!

Von den Planeten wird Merkur erst in den letzten Tagen des Monats in den Dünsten des westlichen Horizonts für kurze Zeit sichtbar. Dagegen strahlt Venus mehrere Stunden in immer hellerem Glanze im Westen; der schöne Planet geht Anfang März

um 9 Uhr, Ende des Monats erst um 10 $\frac{1}{2}$ Uhr unter. Mars bewegt sich rechtläufig im Skorpion und geht etwa drei Stunden vor der Sonne auf. Jupiter steht ebenfalls noch immer im Skorpion, er ist von dem schnelleren Mars im Februar überholt worden. Am Monatsende geht der Riesenplanet bereits um 2 Uhr morgens auf. Saturn, im Grenzgebiet der Jungfrau und der Waage ist während der ganzen Nacht sichtbar.

Paul Freytag.

Friedrich Smetana

Zu seinem hundertsten Geburtstag am 2. März 1924

Es ist anzunehmen, daß die Tschechen den hundertsten Geburtstag eines ihrer größten Musiker mit allem erdenklichen Pomp gefeiert haben. Alle übrige Welt hat diesen Tag stiller begangen, aber vielleicht mit noch heimlicherer, innigerer Liebe. Denn wenn Smetana auch nicht zu den Größten derer gehört, die der Musikgeschichte der Welt zuzuzählen sind, so ist er doch eine der liebenswürdigsten Erscheinungen. Auf der Bühne, im Konzertsaal und im häuslichen Kreise ist er ein gern gesehener, wenn auch den meisten noch viel zu wenig bekannter Gast.

„Denn welcher Böhme liebte nicht Musik“, heißt es irgendwo in einer nationalen Oper. Es gibt nur wenige Völker, denen die Musik so sehr zur zweiten Natur geworden wäre wie gerade den Böhmen. Sie ist ihnen nicht das, was sie den besten Deutschen ist: eine Kunst, die wie ein religiöser Kult an die heiligsten Geheimnisse des Inneren rührt. Sondern sie ist ihnen Aueßerung der Lebensbejahung. Daher ihre Vorliebe für Volkslied und Volkstanz. So greift sie auf eine der großen praktischen Ursprungsquellen der Musik zurück. Sie besitzt Rasse, weil sie Eigentum eines temperamentvollen Volkstammes ist, Wohlklang und Melodie, weil in den freien Bergen eben ein Menschenlag wohnt, der sich des Lebens und deshalb auch des Schönen freut, eine tiefe Melancholie, weil diese Bejaher des Seins doch auch leise Träumer sind. Und einer der liebenswürdigsten unter ihnen ist eben das Geburtstagskind.

Die äußere Geschichte seines Lebens ist einfach wie die der meisten Musiker. Es ist uns nicht allzuviel über ihn bekannt, da es noch keine größere Biographie über ihn in Deutschland gibt. Hoffentlich wird das Jubiläumsjahr sie bringen — Er wurde am 2. März 1824 zu Leitomischl in Böhmen als Sohn eines musikliebenden Brauers geboren. Die musikalische Begabung verriet sich schon sehr früh, so daß bereits der Sechsjährige in öffentlichen Konzerten auftrat. Die emsige Pflege der geliebten Tonkunst führte schon bald zu einer Katastrophe: die Gymnasialstudien mußten wegen ungenügender Leistungen abgebrochen werden. Freunde halfen dem Bettelarmen, daß der wie ein wilder Schöfling aufgewachsene sich einem ernsthaften Musikstudium hingeben konnte. Der erste Versuch, sich auf eigene Füße zu stellen, schlug fehl. Aber in Deutschland — bei Franz Liszt in Weimar — fand er hilfreiche Förderung. Als Pianist erwarb er sich bald einen recht guten Namen, wurde aber als schaffender Tonkünstler zuerst nur wenig ernst genommen. Als er Robert Schumann erzählte, daß er Johann Sebastian Bach studiert habe, lautete die Antwort: „Dann studieren Sie ihn noch einmal!“ Im Banne der Lisztischen Ideen schuf er heute vergessene sinfonische Dichtungen und warb in Schweden für neudeutsche Musik. Da aber in seiner Heimat sich Bestrebungen zur Pflege nationaler Musik regten, so hielt es ihn nicht länger in der Fremde. 1861 langte er in Prag an und wurde bald Führer des nationalen künstlerischen Willens. Die erste Aufnahme auf heimischem Boden war allerdings nicht allzu ermutigend. Es war ein harter Kampf gegen mancherlei Intrigen, ehe er durchgerungen hatte. Sein Traum ging dahin, eine nationale Oper zu schaffen. Auf diesem Boden war bisher nur wenig, und zwar nur von zweitklassigen Musikern geschehen. Voller Erfolg war auch ihm nie beschieden, da ihm leider stets nur minderwertige Textbücher in die Hände fielen. Die meisten von ihnen sind dazu derart stark im Nationalen verhaftet, daß sie nur kurze und vereinzelte Ausflüge in die übrige Welt unternehmen konnten. Nur eine hat sich der Liebe aller Musikfreunde versichert: „Die verkaufte Braut“ — und da sie im Jubiläumsjahr wohl wieder vielerorts erscheinen wird, sei nachher noch auf sie zurückgekommen. Die folgenden Opern hatten bei den orthodox national Gesinnten zum Teil einen schweren Stand, da man dem Komponisten die Gefolgschaft Richard Wagners vorwarf. Vereinzelte Aufführungen der Ouvertüren in Deutschland lassen auch hier den stets liebenswürdigen Tonbildner erkennen, der sich mitunter dem Pathetischen verschrieb, stets aber wieder zur Frische des Volkstümlichen zurückkehrte. Da traf ihn ein herber Schlag. Ein schweres Gehörleiden stellte sich ein. Die Dirigiertätigkeit mußte aufgegeben werden, das Opernschaffen erlahmte.

Doch eines der schönsten künstlerischen Bekenntnisse zur Heimat blühte nun auf: die sechs sinfonischen Dichtungen: „Mein Vaterland“. Ein Streichquartett „Aus meinem Leben“ kündigt Persönlichstes. Da seine Gegner das nationale Theater trotz erdenklicher Mühe zum Stillstand gebracht hatten, erwachte seine Liebe zur Bühne von neuem. Auch als Dirigent und Pianist erntete er neue Erfolge. Als zum erstenmal eine seiner Opern den Weg über die Landesgrenzen fand, äußerte sich der Bescheidene: „In meinem bescheidenen Dasein habe ich mich begnügt mit der Anerkennung meines Volkes, und die Ovationen des tschechischen Publikums waren ein reichlicher Lohn meines Strebens, das so rein, so heilig und so wahrhaft ist.“ Wie sehr ihn aber oft der Mangel an Verständnis in der Heimat traf, beweist sein Wort: „Ich bin also schon zu alt, ich soll also nichts mehr schreiben, sie wollen nichts mehr von mir.“ Und wieder eines seiner eigenen Worte zur Schilderung seines erschütternden Daseins: „Mir scheint, ich verliere die Lebendigkeit des musikalischen Denkens, alles ist wie nebelhaft, gedrückt und wehmütig. Ich meine, daß ich am Ende all meines originellen Schaffens angelangt bin und daß in Bälde sich eine Armut an Gedanken einstellen wird und danach eine lange, lange Pause, in der mein Talent völlig verstummen muß.“ Anfang 1884 machte sich gar geistige Umnachtung bemerkbar. Er wußte nicht, daß die Nation ihn nun zu einem ihrer musikalischen Lieblinge erhoben hatte (wie selten war ihm dies in gesunden Tagen zum Bewußtsein gekommen!), daß sie seinen sechzigsten Geburtstag ganz besonders feierlich beging. Und kurz danach ein Trauertag: der 12. Mai brachte dem Leidenden die Erlösung. Nicht nur, daß Böhmen den Tod eines der besten Förderer nationaler künstlerischer Interessen zu beklagen hatte, alle Welt hatte einen der liebenswürdigsten Musiker verloren.

Eine fast Mozartsche Leichtigkeit singt aus der volkstümlichsten aller Smetanaschen Opern: „Die verkaufte Braut“, deren Prager Uraufführung (30. Mai 1866) mit größtem Jubel aufgenommen wurde. In dieser Oper werden typische Vertreter des böhmischen Volkstums lebendig. Gleich die Ouvertüre überreicht durch die Melodik des reichen Figurenwerkes und der einprägsamen Themen. Ein überaus dankbares Stück! — Auf dem Platz vor einem Wirtshaus erfreut sich die Jugend mit Gesang und Tanz. Schon hier ein echter, vollwertiger Smetana voller Melodienseligkeit! Nur ein Paar hält sich der allgemeinen Erleuchtung fern, Marie, die Tochter des Bauern Kruschina, und der arme Hans, von dem niemand weiß, woher er stammt. Sie ist untröstlich, da sie einen reichen Bauernsohn heiraten soll, den sie nicht kennt. In einem Duett, das unerhörte Seligkeit herrlichen Wohlklangs erblihen läßt, schwören sie sich immerwährende Treue. Und da das Unglück immer schnell schreitet, so tritt gleich nach ihrem Verschwinden Rezal, ein von seiner Geschicklichkeit pomphaft prahlender Heiratsvermittler, mit den Brauteltern auf. Daß der schlaue Makler seinen Kandidaten in rosigstem Lichte schildert, versteht sich am Rande. Als Muster an Solidität preist er ihn an. Kruschina, der Vater, ist stolz auf die „gute Partie“, Rathinka, seine Frau, aber möchte nicht gegen die Stimme des Herzens handeln und ist daher nur schwer zu bewegen. Doch große Enttäuschung — Marie will von dem Plan nichts wissen. Denn nicht nur, daß sie ihren Hans über alles liebt, sie will auch Wenzel, den bisher aus guten Gründen stets versteckt gehaltenen Stiefsohn des Großbauern Micha, überhaupt nicht kennen lernen. Kurz entschlossen schlägt sie dem verdutzten Herzenverschacher den Ehekontrakt aus der Hand. Der ist aber nicht ganz aus der Fassung zu bringen: nun will er Hans zu überreden versuchen. Und mit einer Polka, wie sie so raffig und so poesievoll zugleich eben nur ein genialer Böhme schreiben kann, schließt der Akt. Nun lernen wir auch den aufgedrungenen Bräutigam kennen. Ein ungelungenes seltsames Stottern der Musik verrät uns gleich bei seinem Nahen, daß Wenzel keine Leuchte ist. Ganz im Gegenteil, er ist ein wohl gutmütiger, doch reichlich tollpatschiger Bursche. Und weil keiner wissen darf, wie dumm der arme Kerl ist, hat ihn die Mutter stets vor den Augen der Leute verborgen gehalten. Aber Marie entdeckt ihn nun und weiß bald, mit wem sie

die Ehre hat. Ihr Übermut läßt sie ein lockes Spiel mit dem Blöden treiben. Sie überredet ihn mit Leichtigkeit, auf Marie, die Ungetreue, zu verzichten; dafür verspricht ihm die unbekannte Schöne ihre eigene Liebe. Keiner ist seliger als der Betrogene, doch da er sie umarmen will, läuft sie ihm davon. Nun gibt sich der geschwähige Rezal daran, Hans gefügig zu machen. Und siehe, Hans geht auf seinen Vorschlag ein. Mit Geld läßt er sich kaufen, daß Marie keinen anderen heiraten soll als Michas Sohn. Er selbst will sogar hierbei behilflich sein. Er weiß sehr genau, weshalb er Verräter spielen, aber nicht sein will. Hans und die Zeugen unterschreiben den schnell ausgearbeiteten Kontrakt. Unter den Dörflern aber verbreitet sich großer Unwillen über den jungen Eierfänger, den alle für so treu und ehrlich gehalten hatten und der nun seine eigene Braut verschachert. Im dritten Akt ein ganz anderes Bild. Fahrende Komödianten laden zu ihren Darbietungen ein und bieten sofort einige Proben. Eine reizende Tänzerin hat's Wenzel sofort angetan. Da einer der Darsteller, der den „Bären“ zu machen hat, erkrankt ist, bringt sie Wenzel durch lockere Versprechungen dazu, in das Fell des Meisters Peh zu klettern und seine unbeholfene Tanzkunst zu üben. In solch unwürdiger Verkleidung überraschen ihn seine Eltern. Es gelingt ihm, zu entfliehen. Marie, durch den scheinbar schönen Verrat aufgebracht, erklärt sich nun bereit, Wenzel zu ehelichen. Ein wunderbares Stück — das Ensemble der sie Tröstenden — geht diesem schweren Entschluß voraus. Und Hansens Übermut, als sie ihn zur Rede stellt, tut ihr in der Seele weh. Aber diese gute Laune war nur zu gut berechtigt. Denn nun soll ja Marie Michas Sohn heiraten, und Hans ist eben kein anderer, als der vor der bösen Stiefmutter Ausgerückte. Beschämt muß diese mit ihrem beschränkten Sprößling das Feld räumen. Da auf Regen Sonnenschein folgt, so ist auch Marie überglücklich über die Lösung, die durch die List des locken Burschen gefunden wurde. Denn der scheinbare Ungetreue hat ja die Braut

an den Richtigen verkauft. Daß Rezal nun recht kleinlaut geworden ist, braucht wohl kaum gesagt zu werden. Er verschwindet unbemerkt während des allgemeinen Jubels. — Eine Oper, die reife Kunst mit echter Volkstümlichkeit verbindet. Versäume daher niemand, sich ihrer im Jubiläumsjahr zu erfreuen!

Auf den herrlichen sinfonischen Zyklus „Mein Vaterland“ näher einzugehen, würde zu weit führen. Mit musikalischen Mitteln erwachen hier die reichbewegte Geschichte und die landschaftliche Schönheit Böhmens zu neuem Leben. Dagegen sei der poetische Inhalt des Streichquartetts „Aus meinem Leben“ nach einem fast unbekannten Briefe Smetanas hier wiedergegeben: „1. Satz: Die Liebe zur Kunst in der Jugendzeit, das ungestillte Sehnen nach etwas Unausprechlichem, sowie die Vorahnung des nahenden Unheils. Der 2. Satz, quasi Polka, nimmt Bezug auf die fröhliche Jugendzeit, in der er dem Tanzvergnügen leidenschaftlich huldigte und mit Vorliebe Tänze schrieb. 3. Satz: Largo sostenuto, die Seligkeit der ersten Liebe zu jenem Mädchen, das später des Meisters Gattin wurde. 4. Satz: Die Erkenntnis der nationalen Musik, die Freude über den errungenen Erfolg, plötzlich das langgedehnte E der viergestrichenen Oktave, jenes verhängnisvolle Erklingen im Ohre des Komponisten vor seiner Taubheit. Ein schmerzhaftes Erinnern an die ersten Anfänge seiner Laufbahn, ein schwacher Hoffnungstrahl, endlich die Ergebung in das unabwendbare Schicksal.“

Viele Werte des Böhmens sind in Deutschland unbekannt. Doch sei allen Freunden edelster Hausmusik aufs wärmste empfohlen, sich um seine Klaviermusik zu bemühen. Hier fließt der Born melodischer Fülle des raffigen Temperaments so reich, daß man erstaunt sein muß, wie wenig diese Musik bekannt ist. Wer zu diesen Stücken greift (sie sind allerdings nicht ganz einfach), der wird in schönen Stunden dankbar des lebenswürdigen Tondichters gedenken, der vor hundert Jahren das Licht der Welt erblickte.

Carl Heinzen.

Bekanntmachung

Für den am 1. April 1924 beginnenden neuen Jahrgang IV der Monatschrift „Das Werk“ sind die Bezugspreise vorbehaltlich später etwa notwendig werdender Preiserhöhungen folgendermaßen festgesetzt:

a) für Konzernsangehörige

1. Jahresbezugspreis für Hefte ohne Umschlag mit Kunstdruckbeilage Goldmark 3.—,
Einzelheft Goldmark 0.25
2. Jahresbezugspreis für Hefte mit Umschlag und Kunstdruckbeilage Goldmark 6.—,
Einzelheft Goldmark 0.50

- b) für dem Konzern nicht angehörige Interessenten, welche „Das Werk“ durch die Post oder durch den Kommissionsverlag A. Bagel u. G. oder durch den Buchhandel beziehen,
Jahresbezugspreis für Hefte mit Umschlag und Kunstdruckbeilage Goldmark 12.—,
Einzelheft Goldmark 1.20

Zu den vorstehenden Preisen treten noch Zusendungskosten

Verlag und Schriftleitung
„Das Werk“

Bestellungen sind zu richten an: A. Bagel Aktiengesellschaft, Düsseldorf

Redende Steine aus deutscher Vergangenheit

Von Professor Franz Goerte.

In der Nähe von Luxor, am westlichen Nil-Ufer ragen aus der thebanischen Ebene, die sich zu Füßen des libyschen Gebirges ausbreitet, zwei Riesenkolosse einsam und majestätisch empor — die Memnons-Kolosse.

Schlicht und gewaltig ist ihr Eindruck noch heute, wenn sie auch mit sinnloser Gewalt verunglimpft und verstümmelt sind. Die eine Statue stellt Amenophis III. die andere den Memnon dar — daher der Name Memnons-Kolosse.

Memnon war der Sohn der Eos, der Göttin der Morgenröte. Er wurde im Trojanischen Kriege von Achilles getötet und erhielt auf Bitten der Eos die Unsterblichkeit. Daher wurde ihm auch göttliche Verehrung zuteil und es wurden ihm Statuen gesetzt — so auch diese Memnonskolosse.

Wenn die Strahlen der aufgehenden Sonne den Memnons-Koloss trafen, dann gab er klingende Töne von sich — ähnlich dem Klang einer springenden Saite. Die Sage erzählt, mit diesen Tönen begrüße der gefallene Sohn seine Mutter, die ihn mit ihrem Lichte am Morgen bestrahlt.

Es ist eine schöne Sage von diesem klingenden Stein, denn ein jeder Stein klingt und erzählt — man muß nur seine Sprache verstehen — ein jeder Stein erzählt uns von vergangenen Tagen, von vergangenen Jahrhunderten und Jahrtausenden, und so will auch ich Steine zum Klingen bringen — sie sollen uns erzählen von Deutschlands Vergangenheit — von guten und von bösen Tagen.

Die Reihe der historischen Landschaften, in denen die Geschichte der Deutschen spielt, beginnt nicht mit dem feuchten Waldlandklima der Germania des Tacitus, sondern mit dem Lande vor dem nordischen Eisrand, der, als er langsam zurückwich, einen wasserreichen fruchtbaren Boden zurückließ, — er beginnt mit jener Zeit, wo der Schutt der Hochgebirge und die verwitterten und abgebrochenen Felsstücke der Berghöhen sich auf dem Rücken der Eisströme hinuntertragen ließen in die Ebene, wo die Gletscher Scandinaviens die Gesteine der nordischen Gebirge in ungezählter Menge als Findlinge oder erratische Blöcke über die ganze Norddeutsche Tiefebene austreuten — ein Baumaterial für Jahrtausende.

Die ältesten Grabstätten der vorgeschichtlichen Periode, wo wahrscheinlich schon germanische Stämme als Nachfolger der die heimische Urbewölkerung verdrängenden Kelten einen großen Teil Deutschlands besetzt hatten, führt in die metallose Steinzeit.

Hohe Steinkammern, aus diesen erratischen Blöcken oft von kolossalen Dimensionen zusammengesetzt und mit einem ebensolchen Stein bedeckt, liegen sie entweder frei da oder sind mit Erde überschüttet — Riesenbetten, Hünengräber, Gangbauten, als letzte Ruhestätte alter Helden — redende Steine, die nicht nur von der

Geschichte der Urzeit, sondern auch aus grauen Tagen der Weltgeschichte künden — sie erzählen von uralten Zeiten, wo von den walddreichen Bergzügen an, die jetzt das deutsche Land in eine nördliche und in eine südliche Hälfte teilen, deutsche Völkerschaften wohnten — die Kelten und die Germanen und beide Völkerschaften schied der Rheinstrom.

Als die Römer den Rhein überschritten u. auf beschwerlichen Märschen durch Wälder und Sümpfe unermessliches Unge-
mach erlitten, da

schauderte es sie in diesem Lande. Das Land war rauh, unwegsam, sumpfig mit unermesslichen Urwäldern, ohne bedeutenden Anbau, doch reich an Vieh. Die alten Germanen waren ein zwar noch rohes, aber naturkräftig gesundes, reich begabtes, frisch aufstrebendes Volk. In der Geschichte hören wir von ihnen zuerst im Kriege der Cimbern und Teutonen — das waren germanische Völkstämme — mit den Römern. Die Cimbern erschienen um das Jahr 113 v. Ch. südlich von der Donau her an der Grenze des römischen Reiches und schlugen die Römer in verschiedenen Schlachten, bis sie von den letzteren besiegt wurden.

An die Kämpfe der Römer mit den Germanen erinnert das Denkmal auf dem Teutoburger Walde bei Detmold, das dem Sohne eines Cherusker-Fürsten, Arminius, dem Befreier Deutschlands, gesetzt wurde.

Von den Kämpfen zwischen Römern und Germanen sprechen die Reste eines befestigten Grenzwalls, des Limes, der sich von der Mündung der Altmühl bei Regensburg bis zur Mündung der Lahn bei Rheinbrohl erstreckte, um sich gegen die Angriffskriege der Deutschen zu schützen. Wohlmerkennbare Reste dieses Limes in



Phot. F. Mielert

Abb. 1. Hünengrab
— vorgeschichtliche Grabstätte — in der Lüneburger Heide
(Aus „Du schönes Niederfachsen“, Bd. 1, Solzwarthverlag, Rothenfelde, Teutoburger Wald.)

Wald und Feld — begleitet von Trümmerhügeln der Wachtürme und den Resten rückwärts liegender Raststelle — geben noch Kunde von dieser Grenzwehr, wie z. B. die rekonstruierte Saalburg, die eins der größten und wichtigsten Raststelle war.

Ein glänzendes Bild hinsichtlich der Bodenkultur gewährte das linksrheinische römische Reichsland — namentlich das Germania superior — das Tal der Mosel von Trier bis Coblenz, welches ein Stück Italien in Deutschland repräsentierte. Wir brauchen nur die römische Abteilung des Wallraff-Richarz-Museums in Köln, die Steinhalle des Altertums-Museums in Mainz, den römischen Steinsaal im historischen Museum in Speyer, die Museen in Worms, Mannheim, Trier usw. zu durchwandern, dann sprechen mit tausend Zungen diese Funde zu uns. Damals waren schon die Städte Köln, Mainz, Trier wichtige Kultur-Zentren, namentlich die letztere Stadt, die ein volles Jahrhundert lang als Residenz der römischen Kaiser einen hohen Glanz entfaltete (vgl. „Das Werk“: Professor Dr. Wilh. Reeb, Germanien zur Römerzeit II. Jahrgang, Heft 12, März 1923). Die Steine all dieser Bauten lassen in ihren Resten vor unseres Geistes Auge heute die kaiserlich römische Residenz auf germanischem Boden in all ihrer Pracht erstehen.

Die nächste Ära nach der römischen Epoche war die Völkerwanderung — eine Revolutionswoge von einer Größe, Kraft und Dauer, wie sie die Welt bislang noch nicht gesehen hatte, erschütterte vom vierten bis sechsten Jahrhundert n. Chr. Europa in seinen Grundfesten, durch welche das römische Reich zertrümmert und der Übergang vom Altertum zum Mittelalter angebahnt wurde.

Die ganze Weltgeschichte ist ja eine Reihenfolge von Revolutionen und Reaktionen, ein ewiges Vor- und



Düsterfeld, Deilmold

Abb. 2

Das Hermannsdenkmal im Teutoburger Walde



Phot. F. Mielert

Abb. 3

Klosterruine Heisterbach im Siebengebirge
(Aus „Das romantische Rheinland“, Holzwarthverlag)

Rückströmen der rastlosen Entwicklungswege des Menschengeschlechtes. Daß die Vor- und Rückwärtzungen so gewaltsam vor sich gehen, ist zu allen Zeiten ein ehernes, unwandelbares Naturgesetz gewesen, denn nicht als ein heiteres Idyll spielt sich die Weltgeschichte ab, sondern als eine tieferste Tragödie des Menschengeschlechtes.

Zwei Jahrhunderte wallte und wogte die Völkerwanderung und kam erst zum Stehen in dem Staatsbau Karls des Großen.

Schon vor Beginn der Völkerwanderung hatten einzelne deutsche Stämme das Christentum kennen-gelernt. Klöster, Kirchen, Bischofsitze, königliche Pfalzen entstehen, und auch Reste römischer Ansiedelungen gewinnen wieder neues Leben und neue Bevölkerung.

Unter den Karolingern, den Sachsen, den Saliern, den Hohenstaufen erreichte die Baukunst eine ungeahnte Blüte in ihren monumentalen Schöpfungen, deren Reste heute noch den deutschen Boden decken — alles redende Steine aus deutscher Vergangenheit. Im Laufe der Jahrhunderte wuchsen große Gotteshäuser über die ursprüngliche Anlage hinaus, aber die erste Anlage zeigt sich dem Nachspürenden heute noch deutlich. Die Wiege aller monumentalen Baukunst ist ja das Gotteshaus.

Denken wir nur an all die stolzen Gotteshäuser in unserem deutschen Vaterlande, die so kühn zum Himmel

ragen — an die Dome von Köln, Freiburg, Ulm, Regensburg und an unser teures Schmerzenskind — das Straßburger Münster — all diese wundervollen Gedenkblätter deutscher Vergangenheit, die ihr Bestes und Stärkstes in den Dienst ewiger Gedanken und Ziele setzten. Von mittelalterlichen Meistern geplant mußten viele von ihnen als trübselige Ruinenstumpfe Jahrhunderte lang ihrer Vollendung harren, bis das zu neuer Machtentfaltung gesammelte Vaterland sie in herrlichem Glanze erstehen ließ. —

Wie der Buddhismus so waren auch dem Christentum die Klöster das Mittel, mit der Ausbreitung der Religion unter den auf tieferer Kulturstufe stehenden Völkern die Bekehrung zu sichern und eine höhere Kultur zu fördern. Sie waren die geachtetsten und verehrtesten Anstalten jener Zeit. Die Abteien wurden Wohnstätten alles Schönen und Edlen, und diese Flamme höherer Bildung wurde mit liebevoller Sorgfalt gehegt und gepflegt.

Das Arbeitsfeld der Mönche waren wilde Ländereien, Wälder, Wiesen, Gewässer — alles fernab von menschlichen Wohnsitzen.

Die Klöster sind dahin. Nach der Einführung der Reformation verödeten die Zellen, Krieg und Zerstörung taten das Übrige. Aber noch heute steht in so manchem tiefen Waldtal so manche „Cella“, die eine Leuchte der Kultur in ihrer dünnbewohnten, verkehrsarmen Umgebung wurde, und manches bedeutende Kloster ist im Schutz der Gebirgswände aus einer Einsiedelei oder einem einsamen Kirchlein erwachsen. Die höchste landschaftliche Wirkung erzielen ja solche Bauten als Ruinen, weil sie in diesem Zustande die Rückkehr alles Menschenwerks, selbst des Heiligsten, zur Natur versinnbildlichen, und wir besitzen in Deutschland noch zahllose Kloster Ruinen, durch deren edelgeschwungene gotische Fensterbogen, mit dem Mondlicht zugleich, verklungener Glockenton und Orgelklang in den Luftwellen schwebt.

Waren die Mönchsorden in Deutschland ein Kulturfaktor im großen, so war die Kulturarbeit des deutschen Ritterordens wiederum ein Kulturfaktor für sich.

Sein Arbeitsgebiet war das heutige Ost- und Westpreußen, und es webt ein Zauber über jenem Boden, den das edelste deutsche Blut gedüngt hat für den deutschen Namen und die reinsten Güter der Menschheit.

Wie hätte es nicht jede Phantasie locken sollen, den Geschehnissen der geheimnisvollen Ordensburgen mit der morgenhellsten Pracht ihrer Remter nachzuspüren, diese rätselhaften Menschen zu verstehen, die zugleich rauflustige Soldaten waren und streng rechnende Verwalter — zugleich entsagende Mönche und waghalsige Kaufleute — und, mehr als dies, kühne, weitschauende Staatsmänner.

Die Geschichte des deutschen Ordens ist die tief sinnige Lehre eines Staates, der körperlichen Unterordnung, welche sie vielleicht lauter predigt als irgend ein anderer Teil unserer Vergangenheit, sie ist die Geschichte eines Pflanzungsstaates, typisch veranschaulicht in ihrem atemlosen Steigen und in ihrem jähen Fall: Unverhofft wandelte sich dieser schnelle Aufstieg, diese Macht, diese Herrlichkeit in Kriegsnot und Elend.

In der Völkerschlacht bei Tannenberg am 15. Juli 1410 erlag der Hochmeister Ulrich von Jungingen und der Stolz seiner Ritterschaft der Übermacht der polnisch-litauischen Schar. Ein erratischer Block an der Stelle, an der er fiel, mit der Inschrift: „Im Kampf für deutsches Wesen, deutsches Recht starb hier der Hochmeister Ulrich von Jungingen am 15. Juli 1410 den Heldentod“, erinnert an jene Niederlage, durch welche Westpreußen polnisch wurde und es 300 Jahre blieb, bis Friedrich der Große das Land für Preußen wieder zurückgewann.

An die Ordenszeit erinnern die Monumentalbauten, die heute noch den Boden Ost- und Westpreußens decken.

Aus einfachen Holzbefestigungen zu Verteidigungszwecken, dann aus Ziegel im Stil der Gotik entstanden,



Abb. 4. Das Münster zu Straßburg im Elsaß

Mehlbild-Anstalt

nahm die ganze Backsteingotik der Ordensbauleute eine Form an, so massig, so wehrhaft und doch so würdig, so reich und so formenfreudig, daß noch heute die Steine reden von jener starken Zeit und von jenem kampffrohen Geschlecht.

Dazu kommt noch, daß die male-
rischen Umrisse dieser alten Ordens-
burgen, dieser Städte, dieser Schlösser
und Kirchen sich mit den großen Zügen
einer schönen Landschaft zu romantischen
Bildern von köstlichem Reiz vereinigen.
Vor allem ist es aber die wundervolle
Marienburg, die mit beredten Zungen
von jener gewaltigen Zeit spricht, in
der das Deutschtum in diesen Gegenden
die Wurzeln zu dem Baume schlug, aus
dem sich unser herrliches Vaterland
entwickeln sollte. —

Zu gleicher Zeit — in idealer Kon-
kurrenz zur Erweiterung deutscher Macht
und deutschen Ansehens gewissermaßen,
blühte die deutsche Hanse empor.

Man muß annehmen, daß um die
Mitte des 14. Jahrhunderts der Hanse-
Bund im wesentlichen zu dem Umfange
herangewachsen war, den er dann ein
Jahrhundert oder länger behauptet hat.

Die deutsche Hanse ist es gewesen, die wesentlich dazu
beitrug, daß die nach Norden und Nordwesten gerich-
teten Gestebe Europas im Handel die Mittelmeer-
küsten vollständig überflügelten — das ist ihre welt-
geschichtliche Bedeutung.

Auch hier kommt das Wort des Dichters ins Gedächtnis:

„Könnte die Geschichte davon schweigen,
Tausend Steine würden redend davon zeugen,
Die man aus dem Schoß der Erde gräbt.“

Die Wiege der deutschen Hanse steht auf der Insel
Gotland, wo sich Deutsche als Bewohner schon in der



Abb. 5. Die Marienburg in Westpreußen
N. Phot. Gesellsch., Berlin
Von Südosten

zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts nachweisen lassen.
Sie suchten nicht nur Anschluß an die Deutschen im
Auslande zum Zwecke von Handelsbeziehungen, sondern
auch mit anderen Ländern — namentlich mit England
und Flandern.

Bald aber wird das Bestreben erkennbar, Lübeck an
die Stelle Wisby's und der dortigen deutschen Genossen-
schaft zu setzen. Knotenpunkt des hanseatischen Ver-
kehrslebens war das innere Ostseegebiet und die Ver-
bindung Lübeck-Hamburg. Hier liefen die Fäden zu-
sammen, aber der hanseatische Handel war nicht allein

See-, sondern auch Landhandel gewesen,
das beweisen die Namen und die Lage
der Städte, die sich der Hanse ange-
schlossen haben und diese Städte wie-
derum selbst bergen zum großen Teil
köstliche Schätze mittelalterlicher Bau-
kunst, die zu uns mit beredter Sprache
von den Zeiten der großen deutschen
Hanse sprechen, denken wir nur an
Bremen, Lübeck, Wismar, Rostock,
Stralsund, Danzig, Königsberg.

Auch für den Niedergang der Hanse
galt daselbe wie für den Niedergang
des Ordens. Der Grund war darin zu
suchen, daß Deutschland in sich selbst
immer den größten Feind gehabt hat.
Die Zerrissenheit der Nation ist immer
ihr unseliges Erbteil, ihr ewiger Erb-
feind gewesen, so ist es seit Jahrhun-
derten, so ist es heute noch. Kaum ein
Schlag ist aber für die deutsche Hanse
verhängnisvoller geworden, als der
Verlust des Weichselgebietes, und es
ist überaus lehrreich, gerade in diesen
Tagen die geschichtlichen Ereignisse
der Ordens- und Hansezeit zu ver-
folgen.



Abb. 6 Hof in der Wartburg
Links das Ritterhaus mit dem Erker von Luthers Stube.

Phot. F. Meiert

Die Hanse hat durch Jahrhunderte deutsches Volk und deutsche Arbeit zur See im ganzen europäischen Norden nicht nur würdig, sondern sogar glänzend vertreten. Die Hanse war es, die dem kaufmännischen und dem seemännischen Wagemute in unserem Volke eine dauernde Stätte bereitet hat.

Als die Jahrhunderte kamen, wo es die größte Weisheit wurde, sich mit Zähigkeit hindurchzuwinden durch die Hindernisse, welche die Weltlage von allen Seiten dem deutschen Seehandel entgegentürmte, da bewährte sich doch der gesammelte Schatz von Erfahrung, Geschichtskunde und Betriebsamkeit, von wetterfestem Mut und unbeugsamer Entschlossenheit und hat selbst in den trübsten Tagen nicht ganz erschöpft werden können.

Werden und Vergehen. Die Tragödie unseres Zusammenbruchs ist nirgends sinnfälliger verkörpert als im Zusammenbruch der Flotte und der ihm folgenden Auslieferung an den Feind. Die Marine war das äußere Wahrzeichen der deutschen Volkskraft, die in ernster schwerer Arbeit stark geworden war. Die deutsche Flotte war für die Welt das Symbol deutscher, nationaler, vorwärtstrebender Kraft. Aber das kann und muß aus den Resten der alten Marine in die neue als unveräußerliches unvergängliches Erbe mit hinübergerettet werden — die Fülle der Erfahrungen, wie wir sie aus den Erfahrungen der Hanse aufbauten, mehr aber noch der alte Geist selbstloser, unermüdlicher, treuer und stolzer Pflichterfüllung, und von diesen Schätzen reden die Steine der Bauten aus der Hansezeit. — Keine Steine sprechen eine beredtere Sprache aus der Vergangenheit zu uns als die Burgen und Schlösser, die zu Tausenden von unseren Höhen grünen.

Seit dem 13. Jahrhundert verbreitete sich nach dem Muster der in den Kreuzzügen entstandenen geistlichen Ritterorden die Idee eines allgemeinen weltlichen Ritterordens, und wie die Klöster die Wohnstätte der Mönche waren, so waren es die Burgen und Schlösser für die Ritter.

Die ältesten geschichtlich beglaubigten Burgenbauten und bedeutenderen Befestigungen Deutschlands, deren Spuren noch jetzt vorhanden sind, gehen bis auf die Zeit Karls des Großen zurück. Er war es, der zuerst Steinbauten auführen und seine berühmten Pfalzen zu Ingelheim, Aachen und Neumagen zugleich von italienischen Künstlern ausschmücken ließ.

Während in früheren Zeiten nur die mächtigen Fürsten Burgen und Befestigungen angelegt hatten, begannen auch die kleinen Herren ihre Unabhängigkeit hinter starken Mauern und Türmen zu behaupten, und mit zunehmender und wachsender Fehdelust mehrte sich deren Zahl in überraschender Weise: Die sächsische Schweiz, wie überhaupt Sachsen, weist eine überaus große Anzahl von Burgen auf. In Thüringen sind noch die Ruinen von mehr als 60 Raubburgen, die Rudolf von Habsburg einst zerstörte, erhalten. Auch das nahegebiert, der Sitz des aufrührerischen Rittertums des 16. Jahrhunderts, zeigt überall auf seinen Höhen die Trümmer der Wild-,

Raub- und Rheingrafenburgen. Südlich und nördlich vom Westerwald sind fast alle Basaltkegel von Ruinen bedeckt, dieselben zieren malerisch die Rhein- und Moselufer, nirgends aber liegen sie so nahe beieinander wie im Wasgenwalde — dem eigentlichen Burgenlande des Mittelalters. An den Graus ihrer Zerstörung sind heute noch die Namen der alten Kaiser-, Fürsten- und streit- und fahdelustigen Rittergeschlechter geknüpft.

Was derartige Schlösser, Burgen und Ruinen oft so überaus malerisch macht, das sind die Wirkungen der Zeit. Die zerbröckelnden Massen, die zernagten Linien, die Verdunkelung und Verschwärzung der Farben, und endlich gar das pflanzliche Leben — das sind lauter Zerstörungen der Architektur, die im Malerischen wieder zur Auferstehung helfen. Dazu kommt das Geschichtliche, das bis in das Grenzenlose und Unbegreifbare der Sagenbildung und der Volksdichtung zurückgreift, denn solche Burgen sind nicht nur Merksteine deutscher Geschichte, sondern sie sind auch durch



Abb. 7. Die Wartburg bei Eisenach in Thüringen

Fot. J. Mielert

die Sage geweihte Stätten: Als Sinnbild deutschen Wesens der Vergangenheit steigt im Thüringer Lande über der Stadt Eisenach die Wartburg auf, der Hohentwiel im badischen Hegau, um das Jahr 980 der Wohnsitz der gelehrten Herzogin Hedwig von Allemannien, erinnert an Ekkehard, der Kyffhäuser an Friedrich Barbarossa, und so singt und klingt es in unseren deutschen Landen allüberall aus dem unerschöpflichen Born der deutschen Sage.

Burgen und feste Schlösser wirken heute als Wahrzeichen der Länder, ja als Sinnbilder der Stämme, unter denen sie errichtet sind, an sie knüpft sich eine Fülle ruhmreicher und schmerzlicher Erinnerung als Wissen wie als Dichtung, und daher reden auch ihre Steine in einer eindringlichen Sprache zu uns.

Und die Steine erzählen weiter! Sie erzählen von einem weltgeschichtlichen Ereignis — der Reformation, welche in alle Gebiete des Kulturlebens der sich daran beteiligenden Völker mächtig eingriff und eine lange Reihe neuer Gestaltungen auf dem politischen und kirchlichen Leben angebahnt, ja die ganze moderne Entwicklung bedingt hat.

Viele Anzeichen kündeten schon seit langem das Herannahen einer neuen Epoche des Menschenlebens an, und es ist die Reformation nicht als das Werk eines Mannes, sondern als das Resultat vieler und bedeutender Vorgänge anzusehen. Die Anfänge der Reformation, wenn auch nur vereinzelt und noch nicht organisiert, waren schon vor Luther eine Tatsache im Reiche.

Als im Jahre 1517 der Augustinermönch Martin Luther seine Thesen gegen den Ablasshandel an die Tür der Schlosskirche zu Wittenberg anschlug, tat er nichts Neues, er handelte nur kühner als seine Vor-

gänger. Ein echt deutsches Gemüt mit einem kräftigen Willen verband er einen gesunden Blick in die wahren Bedürfnisse des Volkes seiner Zeit. Nicht der Schöpfer einer neuen Zeit war er und wollte er sein, sondern nur deren Werkzeug.

Auch die Steine, die von ihm erzählen, sind geweihte Stätten: Noch steht in Eisleben das Geburtshaus, wo Luther am 10. November 1483 als Sohn eines Bergmanns geboren wurde, noch steht in Mansfeld die Schule, in der er seinen ersten Unterricht erhielt, noch steht in Eisleben sein Sterbehaus mit der kleinen traulichen straßenwärts liegenden Kammer, in der er die Augen schloß, und Wittenberg, wo er gelebt und gelehrt, birgt reiche Erinnerungen an den großen Reformator. —

Der Zeitraum von der Mitte des 16. Jahrhunderts bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts ist ohne Zweifel die trübste Epoche der deutschen Geschichte.

Infolge der Religionskämpfe lag das Reich in tiefster Schmach danieder.

Nicht nur die religiösen Parteien zerrissen es, auch politische Parteien arbeiteten an seiner Auflösung. Im Innern des Reiches lebte das totgeglaubte Raubrittertum wieder auf. Die ganze Zeit stand unter dem Zeichen des Aberglaubens, der Justiz, Barbarei und der Regentenwillkür. Religiöser Fanatismus und Aberglaube mußten notwendig die Menschen verhärten. Und bei allem Elend, das jene Zeit erfüllte, wurde sie doch von einer erstaunlichen Genußsucht durchzogen. Dieselbe Ausschweifung des ganzen Gebarens, die sich in den religiösen Bänkereien und Verfolgungen, dem abergläubischen Treiben und dem unmäßigen Essen und Trinken kundgab, trat auch auf dem Gebiete der Tracht hervor und erfüllte das ganze 16. Jahrhundert mit ihren schreienden Launen.



Phot. F. Mielert

Abb. 8. Schlosshof zu Heidelberg



Phot. F. Mielert

Abb. 9. Schloß Sanssouci bei Potsdam

In jener Zeit wetteiferten aber auch die Häuser der Reichen an Ausstattung und künstlerischer Pracht mit den Kirchen. So entwickelte sich in den Wohnstätten der Reichen eine märchenhafte Pracht. Darin unübertroffen blieb der Palast der Fugger am Weinmarke in Augsburg, der glänzende Säle und trauliche Stuben, eine Kapelle und ein Bad zu einem künstlerisch durchgebildeten Ganzen von fürstlicher Pracht vereinigte.

Hand in Hand mit dieser Pracht blühte das Kunstgewerbe und unter den Gewerken, die sich zu künstlerischen Gestaltungen ihrer Arbeiten emporschwangen, gehörte in erster Linie die Goldschmiedekunst. Die Schöpfungen eines der berühmtesten der damaligen Goldschmiede, Jamnitzer in Nürnberg, sind bis heute unerreicht geblieben. Der Hauptsitz aller kunstgewerblichen Arbeit war aber in jener Zeit Augsburg, wo für Kaiser, Könige, Fürsten und alle Vornehmen gearbeitet wurde.

Aber so trüb und schaurig in der Zeit der Religionskriege das Leben in Staat und Kirche war, so wild und ausgelassen manche Gesellschaftskreise sich gebärdeten, so gedrückt und dumpf nur zu häufig das Leben der bürgerlichen Familie sich abspielte, so war doch die Sattrast des großen deutschen Volkes nicht geschwunden.

Nach dem Augsburger Religionsfrieden war scheinbar eine äußere Ruhe im Lande eingetreten, bis 1618 ein neuer furchtbarer Religionskrieg ausbrach, der 30 Jahre dauern sollte — es war der Kampf um das edle Gut der Gewissensfreiheit, aber aus dem ursprünglich religiösen Kampfe wurde mehr und mehr, und zuletzt vollständig, ein politischer, ein wildes Streiten und Ringen um den Vorrang in Europa.

Zwei Namen sind mit diesem furchtbaren Kriege engverknüpft — Wallenstein und Gustav Adolf, und auf deutschem Boden, namentlich aber in Böhmen, finden wir zahlreiche Erinnerungen an jene sturmdurchtobte Zeit.

In der Hauptschlacht des 30jährigen Krieges bei Lützen fiel Gustav Adolf. Unweit eines großen Feldsteins fand man die Leiche des Königs unter einem Haufen von Toten, von den Hufen der Pferde fast bis zur Unkenntlichkeit zertreten. Lange Zeit erhielt nur dieser sogenannte „Schwedenstein“ das Andenken an den tapferen König, über dem später ein gotisches Denkmal errichtet wurde.

Der Rest des Krieges war nur noch eine Mezelei, unheiratet durch die gleichzeitigen Friedensverhandlungen. Das deutsche Volk hatte unendlich viel verloren: Zwei Drittel seiner Angehörigen hatte es eingebüßt — es zählte bei Friedensschluß nur noch vier Millionen Einwohner. Verwüstet, verödet und entvölkert

waren ganze Gegenden. Soviel noch Kirchen und Häuser in ganz Deutschland bestanden, so waren sie ausgeplündert. Noch lagen fremde Heere im Lande bis zur Abtragung der Kriegsschädigungen. Sie drückten das Volk noch ebenso hart wie zuvor. Als aber endlich die Kriegsvölker abgezogen waren, da dauerte das durch den Krieg erzeugte Elend noch lange, lange Zeit: Die vielen heimatlos gewordenen Leute irrten elend umher, vermehrt überdies durch die Flüchtlinge. Diese ganze Zeit möge dem deutschen Volke ein warnendes Beispiel sein, denn was wir heute erleben, das ist auch weiter nichts wie eine Verelendung und ein Verfall, dessen Stillstand noch nicht abzusehen ist.

Jene Jahre wurden die Vorschule für das kriegerische Frankreich Ludwigs XIV. Grauenhaft leuchtete die Kriegsfackel über Deutschlands Fluren. In den elsässischen Städten wurden die Reste der Reichsrechte vernichtet. An den Graus der Zerstörung erinnern die Schlösser der Pfalz, wo mehr als hundert derselben in malerischen Ruinen auf das blühende Land herniederschauen. Diese Ruinen erzählen von den Mordbrennereien der Franzosen in den Jahren 1688 und 1689, die alle Verheerungen des 30jährigen Krieges hinter sich ließen und dem ganzen Lande das Gepräge aufdrückten, das bis auf den heutigen Tag nicht verwischt ist — redende Steine. Die Städte, die Dörfer gingen in Flammen auf, die Bewohner wurden erschlagen. Damals sanken Worms und Speyer in Asche — die alten herrlichen kaiserlichen Städte mit ihren mittelalterlichen Schätzen. So war die Pfalz, das schöne, herrliche,



Abb. 10. Goethes Wohnhaus in Weimar

reiche Land eine Wüste, ein großer unermesslicher Kirchhof geworden.

Deutschland konnte damals keine „Wiedergutmachung“ verlangen.

Eine der größten Schändungen war die brutale Zerstörung des Heidelberger Schlosses. Diese Ruine des größten Meisterwerkes phantasiereicher und edler Frührenaissance ist wohl einer der größten Schandflecke der Kriegsverwüstung. Nachdem das herrliche Schloß die Drangsale des 30jährigen Krieges überwunden, wurde es durch die Franzosen 1689 und 1693 von Louvois und Melac zum größten Teil zerstört.

Ein ganz anderes Bild bietet der Kern Deutschlands in jener Zeit dar.

Während die Macht des Deutschen Reiches zerfiel, erhob sich vor den anderen deutschen Staaten das Königreich Preußen, das die beiden früher getrennten Länder, das Kurfürstentum Brandenburg und das Herzogtum Pommern, in sich vereinigte.

Der Begründer der Größe dieses Staates war der Große Kurfürst, dieser kerndeutsche Mann — der größte Fürst seiner Zeit. Er hob die Macht des brandenburgischen Staates durch Einrichtung eines stehenden Heeres (denken wir an Derfflinger), in hohem Maße war er bemüht, seinem vom Kriege verwüsteten Lande durch Förderung der Landwirtschaft, der Gewerbe und des

Handels, sowie durch Straßen- und Kanalbauten aufzuhelfen, die entvölkerten Gegenden durch Förderung der Einwanderung, namentlich aus Holland, anzusiedeln, mit Eifer hat er der Obstbaupflege obgelegen, er pflanzte die ersten Kartoffeln in der Mark, er schuf mit holländischer Hilfe eine Flotte, die gleichsam ein Vorbild für die deutsche Kolonialbewegung gewesen ist, und hißte sein Banner sogar an der afrikanischen Goldküste auf.

Das einstige wendische Fischerdorf Berlin hatte der Kurfürst bei seinem Regierungsantritt als Doppelstädtchen Berlin-Röhl mit 10 000 Einwohnern übernommen in einem durch die Kriegsleiden armseligen Zustande. Er machte beide Städte zu einer einheitlichen Stadt, zu welchem Zweck er die lange Brücke erbaute, die heute sein herrliches Denkmal von Schlüter trägt, er berief Gelehrte und Künstler nach Berlin, er begründete die Königliche Bibliothek und die Kunstsammlungen, er baute das Zeughaus und erweiterte das Schloß, und so kam denn Mitte des 18. Jahrhunderts für Deutschland die Zeit, wo es als eine Macht zu gelten begann.

Friedrich dem Großen blieb es vorbehalten, Preußen zu einer Großmacht Europas zu erheben.

Nicht Drillmeister wie sein Vater, sondern Feldherr, nicht Bürokrat, sondern Staatsmann, nicht Bedrucker, sondern Vater und Freund des Volkes, nicht Buchstabengläubiger, sondern Freund der Aufklärung und Gedankenfreiheit — das war Friedrich der Große.

Unsere Gedanken führen uns nach Rheinsberg, wo Friedrich vier seiner glücklichsten Jugendjahre verlebte. Dieses Rheinsberg, in einer märkischen Wald- und Wasseroase gelegen, atmet heute noch den Zauber der friederizianischen Zeit — von hier aus strahlte der Verkehr des jungen Friedrich mit den ersten Geistern Europas aus — im Anschluß an die großen Ideenströmungen.

Man hätte glauben sollen, Friedrich würde sich hier einen mediceischen Hof errichten, und man ist erstaunt, mit welcher unbedingten Sicherheit, mit welcher eindringender Kenntnis aller Verhältnisse er alle diplomatischen Fäden nach dem Tode seines Vaters aufnimmt. Große Politik ist von nun an, wie in den Tagen des Großen Kurfürsten, die Seele des preußischen Staates, solange Friedrich am Ruder ist.

Nicht mehr in dem stillen Rheinsberg, sondern vor allem auf seiner neuen Schöpfung Sanssouci bringt er nunmehr seine Tage zu. Die Rheinsberger Tage kehren bei ihm zurück — nur noch verfeinerter und vergeistigter im Genuß. Und zwischen Rheinsberg und Sanssouci liegt das Lebenswerk des großen Friedrich — die schlesischen Kriege, der Siebenjährige Krieg und die Friedensarbeit.

Die Denkmäler auf den Schlachtfeldern von Rossbach, von Leuthen,



Abb. 11. Schillers Wohnhaus in Weimar

von Liegnitz, Torgau, Zornsdorf sind Erinnerungen und redende Steine an jene Zeiten der schlesischen Kriege und des Siebenjährigen Krieges, die Friedrich mit Hilfe seines tapferen Heeres und unter Anspannung aller körperlichen, geistigen und sittlichen Kräfte seiner Armeen gewann und die Preußen in den Besitz Schlesiens setzte.

Nachdem Schlesien gesichert und der heiße Kampf ausgefochten war, nachdem die Wunden des Siebenjährigen Krieges geheilt, ging Friedrich an sein Friedenswerk, und die Friedensjahre geben das hellste Bild der wunderreichen und vielseitigen, schöpferischen und ausbauenden Tätigkeit auf dem Gebiete der Staatsregierung.

In seinem Zeitalter begann ein großartiger Aufschwung des geistigen Lebens, der, zunächst von der Poesie ausgehend, sich auch über die anderen Künste erstreckte.

Namen wie Klopstock, Lessing, Wieland — die Weimarer Dichter Schiller, Goethe, Herder stiegen an dem Dichterkönig empor, die deutsche Musik schuf durch Haendel, Bach, Mozart, Gluck unvergängliche Meisterwerke, in den Wissenschaften leuchteten Namen wie Leibniz und Kant, in der Bildnerei und Baukunst Schläter — ihren Ruhm künden neben ihren Werken Denkmäler aus Erz und Stein für alle Zeiten. Und als der große Friedrich in der Nacht vom 16. zum 17. August 1786 in dem Arbeitszimmer seines geliebten Sanssouci die Augen schloß, da schied er aus diesem Leben in dem Bewußtsein eines vollbrachten großen Lebenswerkes. —

Die Sturmflut der französischen Revolution, die auch über Friedrichs Schöpfung hinwegbrauste, schuf aus ihren Tiefen einen neuen Helden, einen Abgott der Massen — Napoleon.

Noch war kein Jahr seit der Kaiserkrönung des korsischen Emporkömmlings verflossen, als derselbe zum ersten Male den Rhein, früher Deutschlands Stolz, damals Deutschlands Grenze, überschritt und dadurch die Ereignisse eröffnete, welche dem alten Deutschen Reich ein Ende machten. Um Deutschlands Abhängigkeit zu sichern, schuf Napoleon den Rheinbund und bewirkte damit die Auflösung des tausendjährigen Deutschen Reiches und damit begann auch Preußens Erniedrigung.

Als ob unserem deutschen Vaterlande kein Glück, kein dauerndes Glück beschieden sein sollte, wurde es von der Geißel des Krieges noch ärger heimgesucht, wie durch den 30jährigen Krieg und durch den Siebenjährigen Krieg.

Die Katastrophe des Jahres 1806 schien unwiderleglich darzutun, daß dem preußischen Staat die natürliche Lebenskraft mangelte, daß die Erfolge und Ruhmestaten eine dauernde Bedeutung nicht beanspruchen durften.

Preußen, welches noch eine Schöpfung Friedrichs des Großen zu sein glaubte, unterlag in den Unglücksschlachten von Jena und Auerstädt.

Napoleon zog in Berlin ein. Der König von Preußen floh nach Königsberg. Der Frieden von Tilsit erfolgte. Die Franzosen waren bis zur Ostsee verbreitet. Deutschland war vernichtet. Ein Anzeichen des wiedererwachenden, ja eigentlich sich jetzt erst in wahren Sinne

entwickelnden deutschen Geistes war die während der Fremdherrschaft beginnende wissenschaftliche Betätigung der deutschen Sprache und Literatur. Gerade in dieser Zeit des Zusammenbruchs erleben wir die klassische Blüte des deutschen Geisteslebens, und der politische Hintergrund der Zeit war es gerade, der Deutschlands herrliche Geisteswerke schuf. Heinrich von Kleists Grab am Wannsee, wo er mit seiner Freundin Henriette Vogel freiwillig den Tod suchte, erinnert an den Dichter, der in seinen unsterblichen Werken zeigte, wie sehr er mit dem Glück und dem Unglück unseres Vaterlandes verwachsen war, der seinem wilden, patriotischen Jorn über die Schmach des Rheinlandes und der Fremdherrschaft, seinem Rache- und Befreiungsverlangen glühenden Ausdruck gab — der einfache Denkstein bei Gadebusch, dem Andenken an den Held und Sänger des deutschen Befreiungskrieges Theodor Körner, an der Stelle gesetzt, wo er in einem Gefecht fiel — unter einer alten Eiche bei dem Dorfe Wöbbelin in Mecklenburg liegt er bestattet — alles redende Steine, der Erinnerung an das tiefe Unglück unseres Vaterlandes geweiht.



Abb. 13. Das Niederwalddenkmal bei Rüdesheim am Rhein



Abb. 12. Das Völkerschlacht-Denkmal bei Leipzig

Und dann Johann Gottlieb Fichte: In seinen „Reden an die deutsche Nation“ zeigte er seinen festen unbeugsamen Charakter voll stärkster Willens- und Tatkraft; Max von Schenkendorf, Ernst Moritz Arndt, Friedrich Rückert, Schleiermacher — sie alle wirkten mächtig und zündend auf das Volk. Die Hauptrolle in dem großen Werke der Erhebung nach den Unglücksjahren 1806 und 1807 mußte jedoch der Staat auf sich nehmen.

Preußen war es, das nach seinen furchtbaren Niederlagen den Anfang machte: Freiherr von und zum Stein, Scharnhorst, Gneisenau, Clausewitz. Wer hat sie vergessen?

„Das Volk steht auf, der Sturm bricht los —
Wer legt noch die Hände feig in den Schoß!“

— so erklang es in dem hoffnungsreichen Völkerfrühling 1813. Es gab nur einen Gedanken: Los vom Feinde, und alles Hab und Gut, Leib und Leben für das Vaterland.

Während die jammervollen Trümmer der großen französischen Armee von den Russen über die preußische Grenze zurückgedrängt wurden, ging von Ostpreußen die kühne Tat aus, die zur Abwerfung der napoleonischen Zwingherrschaft führte.

Vort hielt in Königsberg seine denkwürdige Ansprache an die Stände, die zur Befreiung Ostpreußens führte. Ein anderer Geist wie bei Jena war über Preußen gekommen. Die Denksteine auf den Schlachtfeldern

von Groß-Görschen, Lützen, an der Katzbach, bei Groß-Beeren und Dennewitz erinnern an die Helden Scharnhorst, Blücher, Bülow, Tauentzien und ihre tapferen Heere, — Helden, die wir nie vergessen dürfen, denn sie haben unserem Vaterlande Unsterbliches geleistet. Dann kam die dreitägige Völkerschlacht bei Leipzig, und sie war der Untergang des französischen Kaiserreiches — sie gab dem Volke den guten Glauben an die eigene Kraft wieder.

Es folgte der Übergang über den Rhein. In der Neujahrsnacht 1814 setzte Blücher zwischen Mannheim und Coblenz, bei Caub und an verschiedenen anderen Orten mit seiner schlesischen Armee über den Rhein, wo Denkmäler diese Tat verkünden. Wie ein neu empfundenes Hochgefühl ging es durch das deutsche Volk, das nun endlich mit Liebe und mit Stolz sich seiner Heimat ganz bewußt war.

So war denn die Einheit Deutschlands an seinem schönen Ziele angelangt. Aber umsonst waren die Anstrengungen des großen Freiherrn vom Stein gewesen, ein einiges starkes Deutschland zu schaffen. Erst der Krieg 1870/71 fand eine in hoher Begeisterung geeinigte, die Gegensätze zwischen Nord und Süd von sich werfende deutsche Nation vor. Dieser Krieg hatte das französische Kaiserreich von dem Gipfel seines Eigendünkels herabgestürzt — hatte den Rhein wieder zum völlig deutschen Strom gemacht. —



Abb. 14. Das Bismarckdenkmal in Hamburg

Zu allen Zeiten großer Ereignisse und Errungenschaften haben die Völker, vom Altertum an bis heute, ihren Taten und Helden und ihren sie durchdringenden und begeisternden Ideen Denkmäler gesetzt.

In Leipzig erinnert das gewaltige Monument des Völkerschlachtdenkmals an die Tage vom 16. bis 19. Oktober 1813, die Walhalla bei Regensburg, die Befreiungshalle bei Kelheim, die Jahrhunderthalle in Breslau — alles — alles: redende Steine, klingendes Erz. Und so ist es denn auch ein geweihter Boden, auf dem das Niederwald-Denkmal errichtet ist.

Die Geschichte des Rheins und mit ihm — dem viel umstrittenen Strom — auch die Geschichte unserer Nation — tritt vor unsere Erinnerung — von der Römerzeit, von Karl dem Großen bis heute.

Voll von stolzen und wehmütigen Erinnerungen ist gerade diese Stelle, in dieser Landschaft, in der jeder Fußbreit Landes von der Geschichte und der Sage Besitz genommen hat. Die ganze Nation, die ganze Volksseele hat an diesem Denkmal, das der Einigung Deutschlands gesetzt wurde, mitgearbeitet — an diesem strahlend schönen Symbol des deutschen Volkes — der Germania, die in der Rechten die lorbeerumwundene erstrittene Kaiserkrone hoch emporhält. Glück und Jubel hat dieser Strom geschaut, und wonnetrunken haben wir

immerwieder seinen ganzen Zauber auf uns wirken lassen.

Und heute ist's, als ob der stolze Strom trauerte. Aber mag man auch den uner schöp flich sprudelnden Born deutscher Geschichte zuschütten wollen, mag die brüllende Masse ihre eigenen Stammesbrüder entwer ten — es kommt jetzt nur darauf an, daß wir still und treu bleiben. Kein Gott kann uns von unserem Schicksal befreien, aber wir müssen still und treu bleiben. —

In den Memnons-Kolossen ließ ich heute zum ersten Male die Steine reden und klingen:

In Hamburg, an hochragender Stelle, steht ein mächtiger Kolos — ähnlich den Memnons-Kolossen — das Steinbild eines Gewaltigen — Bismarck.

Wird ein neues Morgenrot der Geschichte Deutschlands ihn bestrahlen, ihn aufleuchten lassen und zum Klingen bringen?

Was war, kehrt wieder. Was deutsch ist, wird früher oder später einmal zu Deutschland zurückkehren.

Ein wehrloses Volk ist nicht wehrlos, solange es sich der Macht seines Geistes bewußt ist. „Nicht die Gewalt der Waffen ist es, sondern die Kraft des Gemüts, die uns zum Siege verhilft“, hat einmal Johann Gottlieb Fichte gesagt.

Kein Volk ist durch Schläge von außen zertrümmert worden, wenn es nicht schon zerrissen und unterwühlt war.



Abb. 15. Erzengel Michael, der Schutzpatron der Deutschen
Kolossalrelief am Völkerschlachtdenkmal

Turnen, Sport und Spiel, Humoristisches und Rätsel

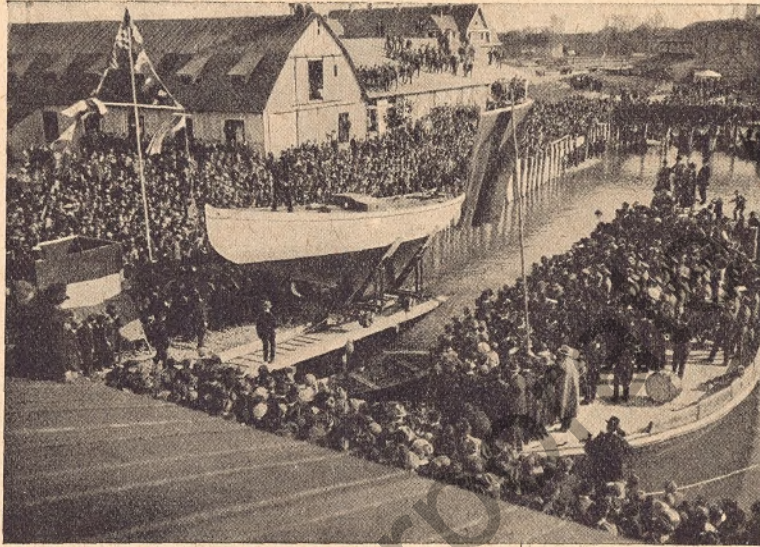
Das ruhmgekrönte Ozeansegelboot „Sowitasgoht V“

Von Josef Mayer, Friedrichshafen am Bodensee

Dreimal war der Ozean mit Segelbooten übersegelt worden: das erstemal von dem Amerikaner Slocum, das zweitemal von dessen Landsmann Flemmings Days und das drittemal von zwei Engländern, die von Australien nach Neuyork segelten, aber seit ihrer Abreise aus Neuyork nach Schottland verschollen sind. Diese gewaltigen sportlichen Errungenschaften regten auch in drei Vorarlbergern den Wunsch und den Willen wach, ebenfalls das Atlantische Weltmeer auf einem selbstgebauten Segelschiff zu bemessen, um der Welt zu zeigen, daß deutscher Sportgeist trotz eines verlorenen Krieges nicht erloschen ist und daß auf dem Schwabenmeere, dem Bodensee, und auf seinen Wellen Menschen Sport treiben, die mit zäher Ausdauer und Überwindung großer Schwierigkeiten etwas Großes vollbringen können. Diese kühnen Männer haben im letzten Sommer ihre Ozeanreise mit Glück und Geschick ausgeführt. Deshalb geziemt es sich, daß auch die Monatsschrift „Das Werk“ ihrem Leserkreis hierüber in Kürze Bericht erstattet.

Der Träger dieses Gedankens und Unternehmens ist Bildhauer Franz Plunder. Ihm zur Seite stellten sich sein Schwager, der Navigationsoffizier der österreichischen Marine, Josef Einsle und der Hotelsekretär Friedrich Jochum, sämtlich aus Bregenz. Nach zweijähriger ununterbrochener Arbeit hatten sie nach der Konstruktion Plunders in Hard bei Bregenz ein Segelboot von nur 14 Meter Länge, 3,10 Meter Breite, 2 Meter Tiefgang und 12 Tonnen Wasserverdrängung gebaut. Das Boot verfügte über folgende Besegelung: ein Klüver, eine Fock, ein Großsegel und ein Besansegel. Ein fünfperldiger Zweitakt-Deidelmotor (Oldenburg) sollte bei Nebel und völliger Windstille Verwendung finden. Im Bootskörper waren eine Küche mit Vorratschränken, Vorratskammern, Toilettenraum, Wohn- und Schlafräume, ein Raum für Motor, Segel, Taue, Taumittelzeuge, Notsignale und Ersatzgegenstände eingebaut. Das Boot bildete das Entzücken aller Fachleute und Laien. Am Ostersonntag 1923 fand die Taufe des neuen Bootes statt. Dekan Fink hielt im Auftrag der vorarlbergischen Landesregierung die Taufrede, in der er auf den berechtigten Stolz der Vorarlberger hinwies, weil ihre Landesjöhne den Mut zu solchen Opfern aufbrachten und für die gefähr-

volle Fahrt ein Schiff herstellten. Er wünschte den Erbauern und den Führern Glück und Gottes Segen auf allen ihren Wegen. Der Akt des Stapellaufs vollzog sich sodann unter lautem Jubel der



Stapellauf in Hard



Sowitasgoht V. Probefahrt auf dem Bodensee

der Stadt Funchal fanden die Ozeansegler bei den dort ansässigen Deutschen und Österreichern, vor allem beim deutschen Konsul Götsche, sehr freundliche Aufnahme. Nach viertägigem Aufenthalt, während dessen das Boot mit Wasser und Benzin neu versehen wurde, nahmen die Ozeansegler den Kampf mit den Elementen auf der längsten Strecke nach Westen (3800 Seemeilen) auf. Das Boot segelte vom 10.

Tausende von Gästen unter klingendem Spiel und Böllerknall. Dem Stapellauf folgten in den nächsten Wochen Probe- und Passagierfahrten auf dem Bodensee. Der Bevölkerung des Seegebiets wurde in Rorschach, Bregenz, Konstanz und Lindau Gelegenheit gegeben, das Wunderboot zu besichtigen. Am 23. Mai legte es auch im Hafen des Rgl. Württembergischen Yachtklubs in Friedrichshafen an, der bekannten Zeppelinstadt, die so viel schon in den beiden letzten Jahrzehnten an Luft- und Wassersport Interessantes erlebt hat. Schreiber dieser Zeilen wurde von den kühnen Seefahrern als Gast zu einer Fahrt nach Lindau gebeten, an der er gerne teilnahm und sich von der Stabilität, Seetüchtigkeit und dem weichen Seegang des Bootes überzeugen konnte. Am 2. Juni wurde das Boot in Romanshorn auf einen Spezialeisenbahnwagen verladen und mit einem Trajektkahn nach Friedrichshafen gebracht. Von hier aus machte es seine Reise nach Hamburg. Den drei Vorarlbergern schloß sich als vierter Ozeanbesieger der Sekretär des Rgl. Württembergischen Yachtklubs, Josef Ledergerber aus Friedrichshafen, an.

Am 28. Juni stach „Sowitasgoht“, d. h. „So weit es geht“, in Hamburg in See, legte flüchtig in Cuxhaven an und erreichte Dover nach starkem Gegenwind am 2. Juli. Schon am 4. Juli ging die Fahrt über Southampton nach Cap Lizard. Damit war der südwestlichste Punkt Englands erreicht und eine Wegstrecke von 200 Seemeilen zurückgelegt. Bei leichten westlichen Winden legte dann das Boot die 1000-km-Strecke Cap Lizard bis Insel Madeira in neun Tagen zurück, obwohl am Schlusse der Fahrt sturmartige nördliche Winde mit hoher See sich einstellten. In

bis 18. August auf dem 25. Breitengrad, die Hitze betrug 39 Grad Celsius. Der Nordostpassat war den kühnen Seefahrern sehr günstig. Ab 28. August aber wurde das Wetter schlecht, ein mehrtägiger Zyklon brachte Schiff und Mannschaft in große Gefahr. Doch die kühnen Abenteurer wußten dieser glücklich zu entgehen. Am 2. September fuhr in einer Entfernung von nur 2 km ein englischer Passagierdampfer vorbei. Die „Sowitasgoht“-Mannschaft gab Flaggsignal, das von der Dampferbesatzung wohl bemerkt, aber ignoriert wurde. Die vier Wochen auf dem hohen Weltmeere, einsam, verlassen, wirkten sehr nachteilig auf die Gemütsstimmung der kühnen Segler ein. Mancher Tag ging ohne jedes Gespräch vorüber, Kapitän Einsle saß an seinen nautischen Instrumenten, Plunder übte die technische Leitung der Fahrt aus, Ledergerber bediente die Segel und reparierte deren Schäden. Jeder dieser Dreien hielt abwechselnd vier Stunden Wache. Jochum versah das Küchenamt und war von der Wache befreit. Auf dieser Fahrt machten jeden Morgen zwei Kaptauben den Seglern Besuch und begleiteten sie bis zur amerikanischen Küste. Fliegende Fische stiegen

auf und segelnde Quallen boten in der Sonne ein ungemein farbenprächtiges Bild. Auch Seeschwalben umschwirten fast ständig das Boot. Walfische und Haie tauchten hin und wieder auf.

Am 2. September kam „Sowitasgoht“ in den Golfstrom, der das Boot nordwärts trieb. Am 7. und 8. September kämpften die Segler mit dem Ausläufer eines Zyklons bis auf die Höhe Hatteras. Dort nahmen die Segler von einem amerikanischen Dampfer Wasser auf und erreichten am 13. September abends bei stürmischem Südwind Neuyork. Der Empfang durch Deutsche, Österreicher und Amerikaner war herzlich. Die „Neuyorker Staatszeitung“ brachte auf der ersten Seite ein Bild der Seefahrer und dazu in großen Lettern die Aufschrift: Vier deutsche Seehelden trugen allen Gefahren zum Trost auf einem 14 Meter langen Segelboot deutschen Wagemut und Unternehmungsgeist in 62 Tagen über den Atlantischen Ozean. Das ruhmgekrönte Segelboot wurde von einem Amerikaner für 1600 Dollar angekauft. Die vier kühnen Seefahrer traten in Neuyork in erlernte Berufsstellungen ein.

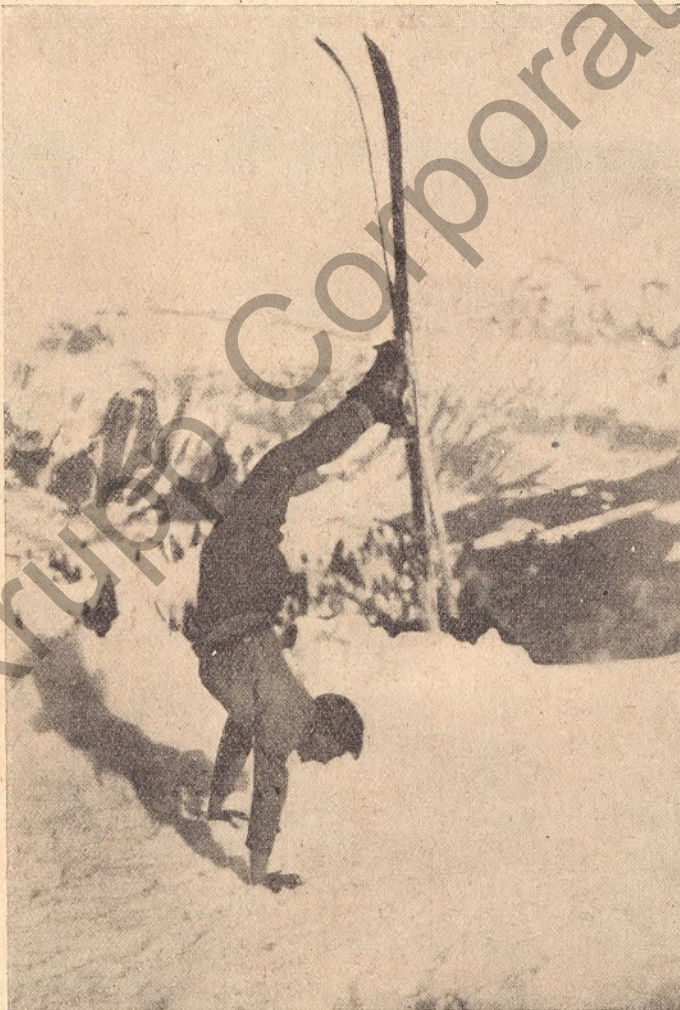
Welchen Sport soll die Frau treiben?

Es ist ganz bezeichnend, daß man boxende oder ringende Frauen nur dort findet, wo die Sensation zu Hause ist: im Varieté. Der Sport spricht Frauen die Berechtigung für diese Sportdisziplin ab. Teils weil es die Ästhetik des Sportes verbietet, mehr aber noch, weil schwere sportliche Betätigung die Gesundheit der Frau gefährdet. Der Sport dekretiert: die Frau soll nur jenen Sport betreiben, der ihrer natürlichen Anmut keinen Abbruch tut und den weiblichen Organismus, der zumeist starken Beanspruchungen nicht gewachsen ist, nicht schädigt. Was immer die Frau als Sport betreiben mag, sie muß die Grundregel nicht aus den Augen verlieren, der gewählte Sportzweig muß gewissenhaft ausgeübt werden, er darf nie zur Entartung führen und muß Freude und Befriedigung bringen über sportlich erzielte Leistungen. Kein Gebiet des Sportes eignet sich darum für den Frauenport besser als die Leichtathletik.

Die Leichtathletik beginnt mit dem Gehen. Sportmäßiges Gehen ist nicht nur nicht leicht, es ist sogar sehr anstrengend! Die Ferse des auschreitenden Fußes berührt immer früher den Boden, bevor ihn die Ferse des rückwärtigen Fußes verlassen hat. Dabei bleibt das Knie gestreckt und die Arme unterstützen durch Schwingen die Arbeit der Beine. Die Frau, die sportmäßig gehen gelernt hat, wird die radikalste Feindin des hohen Absahschubes sein, ein gesundheitlicher Vorteil, der für das gesamte Frauengeschlecht nicht hoch genug eingeschätzt werden kann. Vom Gehen geht's zum Laufen, vom Laufen zum Springen, vom Springen zum Werfen über, und erst so vorgebildet, kann sich die Frau sportlich spezialisieren: im Schwimmen, Rudern, Tennisspielen, Fechten, Winterport usw. Leichtathletik! Für die Frau hat dieser Name den Klang einer besten Freundin. Die Natur selbst ist der Sportplatz für Leichtathletik. Sonne, frische Luft, grüner oder weißer Rasen! Für das Training der Leichtathletik sind nichts erforderlich als normaler Wuchs, gesunde Konstitution und ein geschulter Lehrer. Schule braucht die Leichtathletik, denn es sollen nicht nur Übungen produziert

werden, es sollen vielmehr durch ein sportliches System der Gesamtkörper und die Einzelpartie leistungsfähig, Muskeln und Sehnen gestärkt und durch rationell betriebene Sportarbeit Herz und Lunge widerstandsfähig gemacht werden. Hautpflege und tägliche Bäder gehören zu den Vorbedingungen allgemeiner Körperabhärtung, ebenso sind regelmäßige Lebensweise und Beachtung einer bestimmten Schlafenszeit erwünscht bei Durchführung eines leichtathletischen Trainings. Aber nicht nur der Körper, auch das geistige Leben der Frau wird durch die Leichtathletik günstig beeinflusst. Ohne Mut, Dauerhaftigkeit, Energie und Willensbeziehung läßt sich in der Leichtathletik nichts erreichen. Bringt die Frau für den erwählten Sportzweig diese unerläßlichen Ingredienzien auf, so erwachsen ihr durch den Sport gefestigte Lebenskraft und Freude am Dasein. Leichtathletik bietet bei der Arbeit auch Abwechslung. Aber gerade die Vielseitigkeit der leichtathletischen Übungen bedingt wieder eine gründliche, alle Muskeln umfassende Durcharbeitung des Körpers des Mädchens und der Frau und zeitigt immer neue Erfolge, die sich leicht an Wettkämpfen und Sonderleistungen messen lassen.

Leichtathletik ist der berufenste Sportzweig für die Frau, denn er ist der natürlichste. Alles, was die Mutter dem gesunden normalen Kind abgesehen hat, alles, was an Bewegung (Gehen, Laufen, Springen) dem jüngsten Menschen „natürliche Leichtathletik“ ist, das setzt sich in den sportlichen Übungen der Leichtathletik wieder in Durcharbeitung der Muskeln und in Erhöhung der Denktätigkeit um. Unsere Frauen stehen mehr denn je im Berufsleben. Die Schäden, die das Erwerbsleben dem Frauenkörper in hohem Maße zufügt, lassen sich durch die Leichtathletik wieder ausgleichen und beseitigen. „Refordjägererei“ oder „Spitzenleistung“ ist ja nicht der Endzweck der Leichtathletik. Leichtathletik will der Frau nur die Gesundheit schützen und erhalten, so, wie es die mächtigste Förderin und Stütze des Menschen, die allgütige Natur, selbst anstrebt.



Schneeschuh-Akrobat

Aus der deutschen Turnerschaft. Im Jahre 1924 werden in allen volkstümlichen Übungsarten die Meisterschaften der Deutschen Turnerschaft ausgetragen, und zwar ist die Durchführung dieser großen Veranstaltung den Turnern der Stadt Hannover übertragen worden. Alle Angehörigen der Deutschen Turnerschaft werden zugelassen, sofern sie nicht im Jahre 1924 an leichtathletischen Veranstaltungen anderer Verbände teilgenommen haben. Den Kreis-, Gau- und Bezirkssportwarten liegt als besondere Aufgabe ob: der Unterricht in der Ausführungsweise der volkstümlichen Übungen, die Heranbildung von Kampfrichtern und die Durchführung von volkstümlichen Wettkämpfen. Im Jahre 1924 müssen ausgetragen werden: 1. die Meisterschaften in jedem Bezirk bis Mitte Juni, 2. die Meisterschaften in jedem Gau bis Anfang Juli, 3. in jedem Kreise bis Ende Juli, 4. in den Kreisgruppen bis Mitte August. Wald- und Geländeläufe sollen während der Wintermonate stattfinden, die bis zu den Kreisen durchgeführt werden können. Anzustreben ist auch,

daß in jedem Bezirk oder Gau im Monat Mai größere Straßen-Staffelläufe, die Werbezwecken dienen sollen, abgehalten werden.

Bei der diesjährigen Bestandserhebung des Ruhrturngaues zählte dieser am 1. Januar 1924: 17 156 gausteuerpflichtige Mitglieder über 14 Jahre, davon 15 240 männliche und 1916 weibliche, gegen 17 111 — 15 278 männliche und 1833 weibliche — am 1. Januar 1923. Die Zahl der Vereine beträgt 107, davon ruhen 11, meist wegen der durch die Befahrung geschaffenen Verhältnisse (Wegnahme der Hallen usw.). Von den verbleibenden 94 Vereinen zählen 24 über 300 Vereinsangehörige; die drei größten sind: Ruhrorter Turnverein 1860 in Duisburg mit 767 Mitgliedern, Essener Turn- und Sportverein 1859 e. V. 733, Turn- und Sportverein Rüttenscheid 734. Im 1. Bezirk, Gelsenkirchen und Umgebung, sind die größten Vereine Turnverein Hordt-Emscher mit 497, Turnverein Uendorf mit 440, Turnverein Raternberg mit 419 und Turnklub Gelsenkirchen 1874 mit 373 Mitgliedern.

Fußball im Reiche

Südwestfalen — Bergisch-Märkische Gauvertreter 1:5. Auf dem Eppenhäuser Spielplatz fanden sich rund 6000 Zuschauer ein, um Zeuge zu sein, wie sich Südwestfalen gegen die Bergisch-Märkischen Gauvertreter in der Zwischenrunde um den Verbandspokal halten werde. Das Resultat 1:5 für die Rheinländer ist ein großer Sieg, um so mehr, als die Westfalen für eine geschickt ausgewählte Gaumannschaft galten. Zum Spielverlauf muß gesagt werden, daß die Gegner ziemlich ebenbürtig waren, und wir glauben bestimmt, daß bei besserem Schießvermögen der Westfalen das Resultat etwas ausgeglichener ausgefallen wäre.



Alles Anfang ist schwer!

Am die Rheingau-Meisterschaft. Rh. ydter Spielverein—Kölner S. C. 3:2. Am Sonntag, den 24. Februar, wurde auf dem R. S. C.-Platz um die Entscheidung über die Rheingau-Meisterschaft gekämpft. Der Platz war bereits zu Spielbeginn mit Schnee bedeckt, und es schneite auch dauernd weiter; es ist daher nicht zu verwundern, daß das Spiel auf dem glatten Boden harte Formen annahm und der Schiedsrichter einen harten Stand hatte. Der Kampf war ein ausgeglichener, wobei auf Seiten der Rhedyder wie auf der der Kölner gleiche Leistungen gezeigt wurden. Leider mußte Köln den größten Teil des Kampfes mit nur 10 Mann ausfechten und war auch körperlich den Rhedydern unterlegen. Zum Spiel selbst: Erste Halbzeit 1:0 für Köln, zweite Halbzeit 1:1 unentschieden (Rhedydt kann durch Elfmeter ausgleichen). Spielverlängerung: Erste Halbzeit 2:1 für Köln, zweite Halbzeit 2:2 unentschieden. Endlich nach dreimaliger Verlängerung des Spieles kann Rhedydt nach gutem Zusammenspiel 3:2 den Sieg erringen.

Süddeutschland — Norddeutschland 4:2. Am Sonntag, den 17. Februar, kam das mit großer Spannung erwartete Endspiel um den Bundespokal in Frankfurt a. M. auf dem Eintrachtsplatz zum Austrage. Dreißigtausend Zuschauer hatten sich trotz schlechter Witterung zu diesem für den deutschen Fußball wichtigen Kampfe eingefunden und begrüßten die beiden Mannschaften mit stürmischem Applaus. Zum Spielverlauf muß gesagt werden, daß die süddeutsche Mannschaft technisch sowohl wie in der Art der Spieldurchführung

der norddeutschen weit überlegen war. Die norddeutsche Mannschaft konnte zwar in der ersten Halbzeit durch übertriebene Schnelligkeit das Spiel mit 2:1 für sich gestalten, mußte aber nach der Pause erkennen, daß sie dem Tempo zum Opfer gefallen war. Besonders fiel auf, daß die Läuferreihe nun gänzlich versagte, so daß es wohl

dem größten Laien klar war, wer in diesem Kampf Sieger bleiben würde.

Die süddeutsche Mannschaft bot wie immer ein großes, geschlossenes Ganzes, bei dem auch nicht ein einziger Spieler aus der Rolle fiel. Genaues Paßspiel und Abstoppen ist man ja bei den Süddeutschen gewöhnt; aber das Beste leistete die Verteidigung, die mit ihrem Torwächter Stuhlfauth ein unüberwindliches Trio darstellte. Die Läuferreihe gruppierte sich aus Kalb und den anderen bekannten Läufern und war wie immer auf der Höhe; im Sturm waren Franz und Ascherl die treibende Kraft und haben den Löwenanteil an dem einwandfrei erkämpften Sieg. — Die norddeutsche Mannschaft, die sich, wie

bereits erwähnt, in der ersten Halbzeit gut schlug, fiel, wie schon gesagt, ihrem Tempo zum Opfer. Wie die Süddeutschen hatten auch sie ein gutes Verteidigungstrio, und der Norden kann sich bei ihm bedanken, daß die Niederlage nicht schlimmer ausgefallen ist. Als Schiedsrichter leitete Dr. Bauwens, Köln, das bei den schlechtesten Bodenverhältnissen abgehaltene Bundespokalspiel.

Die Endspiele um die süddeutsche Meisterschaft. Nach kleineren Überraschungen bei den Vorspielen zeigten die Wettkämpfe am 24. Februar um die Endspiele über die süddeutsche Meisterschaft, die in Nürnberg den deutschen Altmeister und Borussia-Neunkirchen, in Frankfurt den F. S. V. und die Stuttgarter Kickers und in Mannheim den F. S. V. Mannheim-Waldhof und die Sp. Vg. Fürth zusammenführten, Sensationsergebnisse:

1. F. S. V. Nürnberg—Borussia-Neunkirchen 2:0.
2. Fußballverein Frankfurt—Stuttgart Kickers 3:2.
3. F. S. V. Mannheim-Waldhof—Sp. Vg. Fürth 2:2.

Als Schlussspiel F. S. V. Nürnberg—Sp. Vg. Fürth, das am 9. März auf neutralem Boden vor sich gehen wird. Dieser Kampf wird die Klärung über den süddeutschen Meistertitel bringen.

Karl Neuner Ski-Meister von Deutschland. Die Deutschen Ski-meisterschaften in Isny, die kürzlich stattfanden, standen unter einem guten Stern, wenn auch die idealen Schneeverhältnisse durch einen leichten Föhn beeinträchtigt waren. Infolge der überaus großen Beteiligung der deutschen Skifahrer sowie der Österreicher, Deutsch-Böhmen und Schweizer wurde beim Langlauf zum ersten Male der

sieggewohnte Mannschaft der Goslarer Jäger erfolgreich. — Zu den Sprungläufen hatte sich eine nach Tausenden zählende Zuschauermenge in Sonderzügen aus Württemberg und Bayern eingefunden. Es wurden verhältnismäßig viel Sprünge gestanden. Schon beim ersten Absprung wurden Sprünge über 30 Meter gezeigt. Beim zweiten und dritten Sprung steigerten die Springer



Der deutsche Meister Karl Neuner-Partenkirchen im Sprung.

Versuch gemacht, gleichzeitig zwei Läufer auf die Spur zu setzen. Der Versuch hat sich bewährt; dank der vortrefflichen Anlage und Markierung der 16 Kilometer langen und um 300 Meter ansteigenden Strecke kamen die ersten Läufer mit Wilhelm Braun, Baiersbrunn an der Spitze schon nach knapp 1½ Stunden am Ziele an. Die beste Zeit lief der zweite Senior Ditsche (Altglashütte) mit 1:18:55. Im Militäranglauf um den Schwedenbecher blieb die

ihre Leistungen. Den weitesten Sprung stand Martin Neuner (Partenkirchen) mit 39,5 Meter (Note 8,402). In der Gesamtwertung blieb sein Bruder Karl Neuner Sieger mit Note 15,712 und wurde damit Deutscher Meister im Skilauf. Unter den Gästen befanden sich der württembergische Staatspräsident Dr. Hieber, der Wehrtreiskommandeur General Reinhardt sowie Generalsekretär Dr. Diem von der Deutschen Sportbehörde. —ff.

Deutschlandfahrt für Krafträder. Auf der achten Etappe der Deutschlandfahrt von Görlitz nach Breslau, die kürzlich bewältigt wurde, boten gewaltige Schneemassen den Fahrern überaus große Schwierigkeit, und öfters hieß es Absitzen und die Maschine aus den Schneemassen herausziehen. Die erste Hälfte der Deutschlandfahrt ist damit erfolgreich überstanden. Aber 70 Fahrer hatten die gefährliche Strecke in acht Etappen glücklich überwunden. Den Sportsleuten

wurde am Abend im Breslauer Konzertsaal festlicher Empfang zuteil. Glückwunschtelegramme lagen vor vom Reichspräsident Ebert, Regierungspräsident Graf Adelsmann, Oberbürgermeister Adenauer. Im nächsten Heft werden wir einen genauen Bericht über die ganze Deutschlandfahrt mit dazugehörigen Bildern veröffentlichen. —ff.

Rätsel.

Anreihung.

tall	ne	gef	stu
ndi	gen	und	ei
sma	rob	est	ahr
nne	eder	derp	ei

Die Quadrate sind seitlich so aneinander zu reihen, daß die Buchstaben, der Reihe nach gelesen, ein Zitat aus „Maria Stuart“ von Schiller ergeben.

Verschiebung.

Rapern
Pfropfen
Eridymit
Kirbis
Parkseite
Boieldieu
Viscra
Anlehen

Die Wörter sind seitlich so zu verschieben, daß drei benachbarte senkrechte Reihen je eine Frucht bezeichnen.

Die Macht der Presse. Die Macht der Presse erhellt aus einer Ankündigung eines englischen Blattes, das schreibt: „Infolge Platzmangels haben eine Anzahl von Geburten und Todesfällen auf morgen verschoben werden müssen.“

Eheliche Liebeshwürdigkeit. „Nein, meine Liebe, ich halte dich keineswegs für dämlich. Aber ich kann mich irren. Ich bin nicht unfehlbar.“

Büchermarkt.

Otto Henne am Rhyn, Kulturgeschichte des deutschen Volkes. Berlin 1886. G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung.

Dr. Georg Trmer, Die Romfahrt Kaiser Heinrichs VII. Berlin 1881. Weidmannsche Buchhandlung.

Dr. Gustav Könneke, Bilderatlas zur Geschichte der deutschen Nationalliteratur. Marburg 1887. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung.

Otto Posse, Die Siegel der deutschen Kaiser und Könige von Pipin bis Ludwig dem Bayern. Dresden 1909. Verlag von Wilhelm Baensch.

Dr. S. Widmann, Illustrierte Weltgeschichte. München, Allgemeine Verlags-Gesellschaft m. b. H.

Den vorstehend aufgeführten Werken ist die Mehrzahl der Bilder zu dem Aufsatz von Archivdirektor Dr. Wenke „Das deutsche Mittelalter“ (S. 380 bis 388 des vorliegenden Heftes) entnommen. Die Abbildungen 1 bis 3 sind im Kunstverlag Anton Schroll & Co. in Wien erschienen. Zu den Abbildungen 11 und 12 haben uns die Herren Prof. Dr. Reeb in Mainz und Prof. Dr. Reeb, ebendort, auf unsere Bitte in liebenswürdiger Weise photographische Originalaufnahmen besorgt, nach denen die Druckstöcke hergestellt wurden. Schriftleitung des „Werks“.

Der Malerradierer Heinrich Otto. Von Dr. Ernst Hager. Verlag A. Bagel A.-G. in Düsseldorf.

Heinrich Otto ist am 13. Mai 1923 im Alter von fast 65 Jahren in Düsseldorf gestorben als Opfer einer grippeartigen Erkrankung, der er nicht genügend Beachtung geschenkt hatte. Den Lesern des „Werks“ ist er bekannt durch einige Radierungen aus der Industrie, die wir wiedergegeben haben (vgl. 1. Jahrg. Heft 12, S. 24 u. 25 „Stahlwerk“, 11. Jahrg. Heft 10, S. 395, „Hütte Vulcan, Duisburg“, 11. Jahrg. Heft 12 (vorl. Heft), S. 395, „Hochöfen bei Nacht“ und zwei Kunstdruckbeilagen „Hochöfen“ und „Bach im Frühling“). Otto war aber, wenn auch bei uns im Industriegebiet hauptsächlich als künstlerischer Interpret von Industriemotiven bekannt, nicht nur Industrie-Maler und Radierer, sondern — und das war sicherlich die tiefere Seite seiner Kunst — er war der gemütvollste Schilderer deutscher Landschaft, so namentlich der Eifel und Hessens, seiner Heimat. Seine farbigen Steindrucke sichern ihm wohl für die Dauer einen Platz in der Geschichte der deutschen Graphik. Otto war ein Freund des Hauses Bagel, und in diesem Verlage sind die meisten seiner Blätter

erschienen. Es ist ein Akt dankbarer Pietät, daß nun die Firma A. Bagel A.-G. ihm eine einfache, vornehm ausgestattete Biographie widmet aus der Feder von Dr. Ernst Hager. Sie enthält außer der Lebensbeschreibung und der Würdigung seiner Persönlichkeit und seiner Kunst ein Gesamtverzeichnis seiner Werke, eingeteilt in die Gruppen: 1. Die reine Landschaft; 2. Leben und Arbeit auf dem Lande; 3. Architekturstücke; 4. Bilder aus dem niederrheinischen Industriegebiet; 5. Verschiedenes. — Das schöne Heft, von dem nur 300 numerierte Exemplare gedruckt wurden, ist mit drei Radierungen aus der Gruppe „Leben und Arbeit auf dem Lande“ geschmückt und wird allen Freunden Ottos und seiner Kunst als würdige Erinnerung an ihn willkommen sein. tb.

Die autogene Schweißung. Von Dipl.-Ing. Paul Seifert. (Bibliothek der gesamten Technik Band 300) 3. Aufl. Leipzig 1923, Dr. Max Jänecke, Verlagsbuchhandlung. Preis 1.55 Goldm.

Das Buch unterrichtet zunächst über die autogene Schweißung im allgemeinen und behandelt dann die technische Gewinnung des Sauerstoffes. Darauf folgen einige ausführliche Darstellungen der autogenen Schweißung mit Wasserstoff und Sauerstoff. In gleich eingehender Weise wird anschließend das Acetylen-Sauerstoffverfahren behandelt. Darauf folgt ein Abschnitt über das Schweißverfahren mit Blaugas. Die leicht verständliche, durch zahlreiche Abbildungen erläuterte Darstellung wird allen denen, die sich mit autogener Schweißung zu befassen haben, willkommen sein. Guter Druck, ansprechende Ausstattung und billiger Preis zeichnen auch diesen Band der Bibliothek der gesamten Technik aus.

Das Weltreich der Technik. Von Artur Fürst. Erster Band: Telegraphie und Telephonie. Der Verkehr im Draht und im Äther. Verlag Ullstein, Berlin. —

Der Verlag Ullstein läßt, wie wir schon im „Büchermarkt“ des Weihnachtsheftes mitteilten, mit diesem groß angelegten Werk ein Gegenstück zu seiner bekannten Weltgeschichte erscheinen — ein äußerst prächtiges, mit zahlreichen Bildern und 23 Tafeln geschmücktes Werk, für das ein besserer Herausgeber als Artur Fürst kaum gedacht werden kann. Aus dem vorliegenden ersten Band, der auf 322 Seiten die Nachrichten-Telegraphie über Land von den ältesten Anfängen an, die Untersee-Telegraphie, die Bild-Telegraphie, die Fernmelde, den Fernsprecher, die drahtlose Telegraphie und drahtloses Fernsprechen behandelt, bringen wir einige Abbildungen, zu denen uns der Verlag freundlichst die Druckstöcke zur Verfügung gestellt hat, in dem Aufsatz „Bildtelegraphie“ auf S. 377 bis 379 des vorliegenden Heftes.

Berichtigung. Im Heft 11 sind in dem Aufsatz „Technik und Dichtung“ von Heinrich Hardensett einige Druckfehler entstanden hauptsächlich infolge der schweren Lesbarkeit des eingelangten Manuskriptes. Es muß heißen auf Seite 363, dritte Zeile von unten links, statt „lebensträftig verneint“ — „lebensträftig vereint“; auf Seite 364, vierte Zeile von unten rechts, statt „die alte Hilfe“ — „der alte Hilfe“ (Figur aus Hauptmanns Drama „Die Weber“); auf Seite 366, 21. Zeile von unten rechts, statt „enthalten“ — „entfalten“.

Inhaltsverzeichnis.

Heft 12 (111. Jahrg., März 1924). Bildtelegraphie S. 377 bis 379. Mit 8 Abb. — Das deutsche Mittelalter. Von Archivdirektor Dr. Wenke. S. 380 bis 388. Mit 20 Abb. — Die Physikalisch-Technische Reichsanstalt. Von Prof. Dr. Karl Scheel, Ober-Reg.-Rat an der Physikalisch-Technischen Reichsanstalt. S. 389 und 390. Mit 1 Bild. — Gesezmacherei. Von Prof. Dr. Ernst Schulze, Leipzig. S. 391 und 392. — Randbemerkungen zu Henry Ford: Mein Leben und Werk. Von H. F. Thomée, Werdohl. S. 393 bis 397. — Bild: Hochöfen bei Nacht. Radierung von Heinrich Otto. S. 395. — Die Mutter im Dienste der Volksgesundheit. Von Dr. med. Dahmen, Düsseldorf. S. 397 und 398. Mit 3 Abb. — Haus und Persönlichkeit. Von Clara Prietz. S. 398 und 399. — Die Not der erwerbslosen Jugendlichen. S. 399. — Sinnspruch. Von Freiherr vom Stein. S. 399. — Das Schloß Dürande. Erzählung von Freiherr J. v. Eichendorff. S. 400 bis 405. — Deutsches Land und Leben um das Jahr 1100. Von Gustav Freytag. S. 406 bis 408.

— Theater, Kunst und Wissenschaft an Rhein und Ruhr. Kurze Rückschau aus: Düsseldorf, von Theo A. Sprüngli; Essen; Mülheim-Ruhr und Bochum. Von Rich. Kraushaar. S. 408 und 409. — Unsere Kunstbeilage. (Kurze Erläuterung zu dem Bild.) S. 409. — Rants 200. Geburtstag. S. 409. — Der Sternhimmel Mitte März 1924. Von Paul Freytag. S. 410 und 411. Mit 1 Bild. — Friedrich Smetana. Zu seinem 100. Geburtstage am 2. März 1924. Von Carl Heinzen. S. 411 und 412. — Bekanntmachung. S. 412. — Redende Steine aus deutscher Vergangenheit. Von Prof. Franz Goerke. S. 413 bis 423. Mit 15 Abb. — Das ruhmgekrönte Ozeansegelboot „Sowitagoht V“. Von Josef Mayer, Friedrichshafen am Bodensee. S. 424 u. 425. Mit 2 Abb. — Welchen Sport soll die Frau treiben? S. 425. — Sportnachrichten. Mit 2 Abb. S. 426 und 427. — Rätsel. S. 427. — Büchermarkt. S. 428. — Berichtigung. S. 428. — Titelbild und Kunstbeilage: Frühlingshoffen. Originalsteinzeichnung von Rich. Schwarzkopf. Außerdem zwei Kunstdruckbeilagen.

Rheinische-Union, Düsseldorf. — Verantwortlicher Herausgeber: Otto Leich-Balgheim, Düsseldorf. — Druck: A. Bagel Aktiengesellschaft, Düsseldorf. Jahresbezugspreis 12 Hefte für Beamte, Angestellte, Arbeiter des Konzerns Siemens-Rheinische-Schudert-Union M. 1. — (Einzelheft M. 0.10) für Hefte mit Kunstdruckbeilage und ohne Umschlag; M. 2. — (Einzelheft M. 0.20) für Hefte mit Umschlag und Titelbild. — Dem Konzern nicht angehörige Interessenten können „Das Werk“ durch die Post oder durch den Kommissionsverlag A. Bagel Aktiengesellschaft, Düsseldorf, Grafenberger Allee 98, beziehen gegen einen Jahresbezugspreis (12 Hefte, mit Umschlag und Titelbild) von M. 4.50 (Einzelheft M. 0.40). Zu den Bezugspreisen treten noch die Zustellungskosten.